

Meine Familie: Queers in der Migrationsgesellschaft

Geschichten

von

queeren

Menschen

über

ihre

Hoffnungen

und

Wünsche



Meine Familie: Queers in der Migrationsgesellschaft

*Geschichten von queeren
Menschen über ihre Hoffnungen
und Wünsche*





Einleitung (4)
Adem (8)
Muhammed (14)
Can (20)
Jesus (26)
Esra (32)
Meltem (38)
Sabuha (44)
Ali (50)
Keskesor (56)
İpek (62)
Umut (68)
Jîyan (72)
Eda (78)
Bariş (86)
Kiwi (90)
Lubunya (96)
Aus- und Rückblick (104)
Glossar (108)
Impressum (114)

Einleitung:

In dieser Broschüre sind 16 Geschichten von queeren Menschen mit eigener oder familiärer Migrationserfahrung zu finden, die im Rahmen des Projektes ‚Meine Familie: Queers in der Migrationsgesellschaft‘ entstanden sind. Das Projekt hat das Ziel, zwischen LSBT*I*Q-Personen und ihren Familien zu vermitteln, um insbesondere innerhalb der migrantischen Communities Menschen in Berlin über Themen geschlechtlicher und sexueller Vielfalt zu sensibilisieren.

Das Projekt zielt darauf ab, das Verständnis für die Lebenslagen queer lebender Personen in migrantischen Communities zu erhöhen und ihre Familienangehörigen zu einer unterstützenden Haltung zu ermutigen. Ausgangspunkt dafür sind die Erfahrungen und Wünsche der LSBT*I*Q-Personen mit eigener oder familiärer Migrationserfahrung selbst. Im ersten Teil des Projektes wurden hierfür mehrere Interviews durchgeführt. Dabei wurden über Diskriminierungs- und ‚Inklusions‘erfahrungen gesprochen, über Wünsche und Bedürfnisse gegenüber der eigenen Community sowie insbesondere gegenüber ihren Kernfamilien.

Die persönlichen Geschichten von 16 Personen, die im Rahmen der Interviews geteilt wurden, zeigen unterschiedliche Perspektiven auf und setzen individu-

elle Schwerpunkte. Sie erzählen empathisch und liebevoll, teils auch mit einem gewissen Ärger von Familien, die sie schon immer hatten oder die sie sich erst suchen mussten; von Diskriminierungserfahrungen aber auch von Unterstützungsstrukturen innerhalb der Familie; von erweiterten Netzwerken und Strategien; von Wünschen und Träumen einer Welt, in der wir alle so sein können, wie wir sind – mit all unseren Familienangehörigen.

Die Texte sind in der Sprache verfasst, in der die Interviews geführt wurden. Die Mehrheit davon ist in deutscher Sprache, drei Texte sind auf türkisch. Einige Texte können Erzählungen von Gewalterfahrungen beinhalten. Falls es dir nach dem Lesen der Texte nicht gut geht, kannst du dich gerne bei uns melden. Wir können dich an Beratungsstellen weiterleiten.

Vielen Dank an dieser Stelle an alle Teilnehmenden, die sich bereit erklärt haben, ihre Geschichten zu teilen. Die Interviews wurden anonymisiert, sodass die Namen der Erzählenden (mit zwei Ausnahmen) nicht auf die eigentliche Person zurückführen.

Im Namen des Türkischen Bundes Berlin-Brandenburg e.V.

Selver Doğan



Adem



*„In der Situation
jemanden zu
haben, der auch
von der Familie ist,
war für mich eine
große Stütze...“*

Meine Eltern sind in den 80ern nach Deutschland gekommen. Ich bin 1993 in Westdeutschland geboren. Wir haben einen relativ kleinen Familienkern. In Deutschland sind mein Vater, meine Mutter, mein Bruder und meine Schwester. Beide haben jetzt geheiratet und auch Kinder bekommen. Das ist meine Familie, aber ich habe mir natürlich auch meine Wunschfamilie aufgebaut. Das sind queere deutschtürkische Personen, die ich in der Türkei kennengelernt habe. Mit ihnen bin ich dann auch wieder zurück nach Deutschland gezogen. Wir sind eine kleine Freundesgruppe. Wir sehen uns regelmäßig und ich betrachte sie als meine Wunschfamilie oder meine Familie fernab von meiner Kernfamilie.

Mit 14/15 Jahren habe ich verstanden und mir eingestanden, dass ich schwul bin und dann auch meine ersten Erfahrungen gemacht. Ich habe mich zu Hause früh geoutet. Mit 16 hat mich meine Mutter nach der Schule gefragt, ob ich eine Freundin habe. Ich war ein relativ feminines Kind und wurde wegen meiner weiblichen Erscheinung auch immer gehänselt, sie hatte daher schon immer etwas geahnt und mich eines Tages angesprochen. Ich habe ihr dann gesagt, dass ich auf Männer stehe und gemerkt, dass meine Familie nicht so sozialisiert ist wie ich. Da gab es schon einen Kulturclash. Den habe ich anfangs nicht verstanden. Rückblickend kann ich es verstehen. Das war dann zwischen mir und meiner Mutter ein großes Thema, wurde aber vor meinem Vater verheimlicht und zu einem großen Tabuthema gemacht. Bis heute haben wir das nicht aufgearbeitet. Es gab eine Situation, in der ich fremdgeoutet wurde und somit hatte ich ein inoffizielles Outing vor meinem Vater. Dennoch,

es wird weiterhin einfach totgeschwiegen. Meine Schwester hat mir gleich signalisiert, dass sie, egal was passiert, hinter mir stehen wird. Wenn man geoutet wird, ist man irgendwie aufgeschmissen. Man erstarrt, es ist ein Schock. In der Situation jemanden zu haben, der auch von der Familie ist, war für mich eine große Stütze und hat auch dazu geführt, dass ich überhaupt durch diese Krise kommen konnte. Meine Schwester ist das erste Kind meiner Eltern und damit das älteste und hat sozusagen auch eine gewisse Autorität. Von meinem Bruder hatte ich diesen Support leider nicht. Zusammengefasst gab es verschiedene Time-lines, in der jede*r so ihre*seine Reaktion darauf hatte. Wir haben das emotionale Verhältnis nicht, als dass wir über unsere Sexualität, geschweige denn über Gefühle innerhalb der Familie reden. Ich glaube, ausschlaggebender Grund war auch, was sie Bekannten erzählen würden. Deshalb stand es gar nicht zur Debatte, es nach außen hin zu kommunizieren. Ich denke, aufgrund der Angst meiner Eltern, sie könnten durch Personen aus dem Umfeld diskriminiert werden, war die Reaktion komplett nach innen gerichtet. Das heißt eine Haltung, die dazu führt, dass man versucht, das Problem von innen zu lösen, damit es nach außen hin keine Angriffsfläche gibt. Das war eher die Reaktion bei uns – verschweigen, unter den Teppich kehren und intern lösen.

Ich habe versucht, das Outing empirisch anzugehen. Ich habe meiner Mutter klar gesagt, wie es ist. Dass es keine Krankheit ist und wenn sie möchte, kann ich ihr türkischsprachige Literatur dazu rausuchen. Das war mein Ansatz. Ich sah aber, dass meine Mutter komplett überfordert war. Ihre Haupt-

Adem

angst war, was ihr Mann dazu sagt und ihre zweite Angst war, was gesundheitlich bzw. psychisch falsch mit ihrem Sohn ist. Die dritte Ebene war dann, wie man das heilen kann. Aber nicht medizinisch, sondern religiös vielleicht, obwohl meine Mutter zu dem Zeitpunkt eher nicht religiös war. Ich glaube, als letztes wäre dann der Aspekt der Bekannten dazugekommen.

Diskriminierungserfahrung innerhalb der Familie bezogen auf meine Sexualität oder meine weibliche Erscheinung, erinnere ich mich vor allem an meine Kindheit bis vorpubertäre Zeit. Da wurde ich z.B., immer wenn ich mich nicht als männlich genug verhalten habe, darauf aufmerksam gemacht auf eine Art und Weise, die gezeigt hat, dass meine Familie auch damit überfordert war, weil sie nicht damit umgehen konnte. Ich wurde immer gehänselt oder z.B. „kiz Adem“ genannt von meinen Geschwistern, meiner Mutter und den Kindern, mit denen ich aufgewachsen bin. Das ging so lange, bis ich pubertär wurde. Ab dann konnte ich mein Verhalten ein wenig beeinflussen. Ansonsten habe ich nicht so offen Diskriminierung innerhalb der Familie erfahren. Ich hatte das ja auch irgendwann ausgesprochen und dann war das Thema so tabuisiert, dass sich niemand mehr getraut hat, etwas zu sagen. Als Jugendlicher war ich relativ glücklich über diesen Umgang. Es hätte mich auch schlimmer treffen können. Sie hätten mich verstoßen können. Sie hätten versuchen können, mich zu verheiraten, auch wenn ich das mit mir nicht hätte machen lassen. Aber ich habe das Gefühl, für unsere Verhältnisse ist es noch o.k., weil ich auch weiß, woher meine Eltern kommen, wie sie ticken und dass es in ihrer Welt eine große Sache ist. Ich konnte das zwar nicht na-

Adem

chvollziehen, aber ich musste es akzeptieren oder tolerieren.

Ich habe das alles versucht zu reflektieren und einzuordnen und z.B. auch in der Religion Antworten gesucht. Merkte aber, dass mich das auch nicht glücklicher macht. Ich habe mich dann ausprobiert und erkannt, dass es mich befreit, zu mir zu stehen und mir nichts vorzumachen oder aufzuhören, zu versuchen, es anderen recht zu machen. Meine Strategie, damit umzugehen, war vor allem, dass ich nach meinem Outing versucht habe, mich emotional von meiner Familie abzukapseln. Damit konnte ich mich vor negativem Einfluss schützen. Dadurch habe ich auch die Energie gefunden, meinen Bildungsweg zu gehen, war für zwei Jahre im Ausland und bin dann in eine andere Stadt gezogen. Ich habe so versucht, von meinen Problemen wegzulaufen. Jetzt versuche ich wieder, einen Draht zu meiner Familie aufzubauen und ihnen auch langsam den Raum zu geben, wachsen zu können. Das ist natürlich ein Prozess und diesen Weg habe ich jetzt jahrelang versucht zu gehen, aber ich merke auch, dass ich an meine Grenzen stoße. Deswegen hatte ich mich auch vor kurzem entschieden, psychologische Unterstützung zu suchen. Allerdings komme ich auch da an meine Grenzen, weil ich spezifisch jemanden brauche, der meinen Background als schwuler und meinen Background als deutsch-türkischer Mensch versteht. Ich brauche jemanden, der das beides nachvollziehen kann.

Ich wünsche mir von meiner Familie gar nicht dieses deutsche Ideal bzw. das, was man im Fernsehen sieht oder was auch immer das ist. Mein Anspruch ist nicht zu sagen, ich will meinen Mann

Adem

mit nach Hause nehmen. Ich will einfach nur wieder eine emotionale Bindung und gegenseitige Toleranz zu meiner Familie aufbauen können ohne Angst zu haben, verurteilt zu werden. Als meine Mutter oder auch mein Bruder religiöser wurde, hatte ich am Anfang große Probleme damit, weil ich wusste, dass sie vorher nicht religiös waren und jetzt eine andere Entwicklung durchgemacht haben. Ich habe am Ende gemerkt, wenn ich akzeptiert werden möchte, ich auch akzeptieren muss, wenn ich toleriert werden möchte, ich auch tolerieren muss. Wenn ich mich in die Richtung entwickeln kann, dann erwarte ich das oder wünsche mir das von meiner Familie auch. Ich möchte verstanden, akzeptiert und mehr eingebunden werden. Ich hatte mir auch immer gewünscht, der Community etwas zurückzugeben, aber ich habe jetzt nie definiert was Community bedeutet. Was mir wichtig wäre, ist persönlichen und wirtschaftlichen Erfolg mit sozialem Erfolg zu kombinieren und dass das glaube ich, auch eine der Motivationen ist, die ich im Leben habe: der Community etwas zurückzugeben. Das kann die türkische Community sein, das kann die schwule bzw. LGBT*I*Q-Community sein oder eine Kombination aus dieser.

Adem

Muhammed

„O mücadele halinde olmak, senin gibi insanlarla beraber olmak iyi geliyor.“



Ben aslında hiç göç etmek için gelmemiştim Berlin'e. İstanbul'da biraz bunalmıştım, biraz kafa dinlemeye ihtiyacım vardı aktivizmden dolayı. Sonra buraya geldim üç aylığına. Geliş o geliş, geldikten aslında çok kısa süre sonra daha uzun süre burada kalmak istediğime karar verdim. Aslında bu kadar uzun kalmayı düşünmüyordum ama "ben dönmeyeyim, bir süre daha burada kalayım" diye düşünüyordum. İlk iki sene biraz ağırdı, sonra burada güzel sanatlar okuyayım diye düşündüm ve okula başladım. Sonra okulda ve derneklerde çalışmaya başladım, Intergrationskursu falan derken her şeyi biraz daha oturturdum.

Ben Transım, travestiyim. Şimdi non-binary çıktı da benim zamanımda trans olunca zaten non-binary oluyordun. Çok erken yaşta anladım hetero olmadığımı, 16 yaşında herhalde. Ondan öncesinde de çok feminen bir kız falan değildim zaten. Ailemde arada tabi etek giy elbise giy gibi şeyleri oldu da genele baktığımda beni çok rahat bıraktılar. O yüzden zaten şimdi çocukluk resimlerine bakıp şimdiki aklımla düşününce baya o zaman da transmışım zaten. Beni özgür bıraktıkları için şanslıyım gerçekten. Lubunya olunca yine biraz gerginlikler oldu ailenin içinde de ama daha çok su açıdan "tamam sen ne yaparsan yap da başına bir şey gelmesin, burası tehlikeli bir yer". Sonra İstanbul'da üniversite okumaya başlayınca orda zaten Lambdaistanbul'a gitmeye başladım. Öyle bir yerden girdim örgütlü mekâna çünkü birileriyle tanışmak istiyorsun, kendini anlamak istiyorsun. O örgütlenmede dayanışmanın çok önemli olduğunu anladım. O mücadele halinde olmak, senin gibi insanlarla beraber olmak iyi geliyor. Bir de dernek benim için politik bir okuldu yani feminizm, anti-militarizm,

milliyetçilik gibi konular hep tartışılırdı. Türkiye’de yaşarken baya aktıftım. Örgütlü bir yerden gelince zaten buradaki dernek, etkinlikleri tanıyordum.

Aile dediğim de daha çok çekirdek aileden bahsediyorum, teyze hala amca gibi. Trans açılmaya başladıktan sonra gittikçe daha az görüşür oldum, bir yerden sonra tamamen kestim gibi oldu. Çok yakın olduğum kuzenlerim bile vardı ama onlarla da kestim çünkü insan biraz tahmin ediyor, ne tepki vereceklerini. Yine arada görüştüklerim veya denk geldiklerim var ama böyle uzun yıllar sonra olan bir şey. Ailemle ekonomik bir ilişkim de çok uzun süre olmadı. İstanbul’a geldikten sonra teyzemde falan kalıyordum ama kendi evime çıktıktan sonra onlara ekonomik olarak bağımlı olduğum bir şeyim olmadı. Arada yine annem telefona para gönderme gibi şeyler yapardı ama günlük hayatımızı çok beraber geçirmiyorduk. Ben ayrı yaşıyordum ama yazın mesela ziyarete gittiğimde kız arkadaşınla gidemiyorsun ya da mesela abimin kız arkadaşı ile yılbaşı geçiriliyor ama benim kız arkadaşım gelemiyor. Bir keresinde gelmişti ama teyzemler falan biliyor, bir şey demiyor kimse. Arkadaşım gibi davranılıyordu. Annem biliyordu ama teyzemlere çok açılmıyordum. Herkes de biliyor ama söylemiyorlar gibi. Babamla çok kavga ettim. Babam bir gün böyle bir gün şöyle diyen bir insan. Çok kavgalarımız oldu, sonra kestim onunla ilişkiyi. Bir ara yine görüşmüşlüğüm oldu ama şu an yine konuşmuyorum. Lubunlalığımla alakalı bir şey değil. Ben zaten genel olarak ailede rest çeken, “beni böyle istemiyorsanız birbirimizin hayatında olmak zorunda değiliz” diyen birisiyim. Annem mesela kendini değiştirmek için mücadele verdi, arkadaşlarımla tanıştı, vakit geçirmek istedi. Arkadaşlarla tabii arada muhabbet açılıyordu, an-

Muhammed

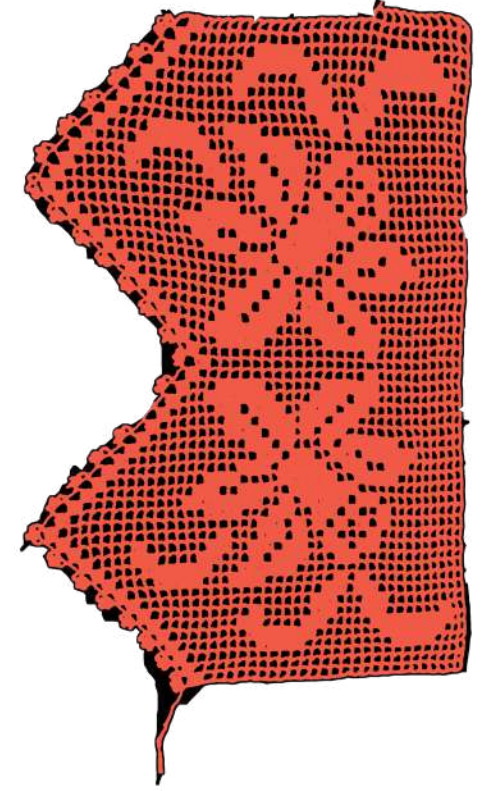
nem tartışmaya açık bir insan olduğu için konuşuluyordu bu konular. Kendini değiştirmeyi de “benim çocuğum hırsızlık yapmadı kimseyi öldürmedi kötü bir şey yapmıyor” düşüncesine bağladı. Onun herhalde endişesi bana bir şey olacak çünkü ben bir de görünür bir insanım ama bir yerden sonra sonuçta biz de yetişkin olduk, kendi hayatımızı kurduk. Baktı mutluyuz, o da dahil olabiliyor, öyle tatlı tatlı bizimle takılabilmek için o da kendini değiştirdi. Arkadaşlarına falan da açık yani yakınlarıyla konuşuyor ediyor bu süreci. O da öyle kendiyile bir açılma süreci geçirdi diyebilirim. Zaten bir tek annem öyle bir süreçten geçti. İşte ara da bir kuzenlerim falan görüşmek istiyor, gel seni kabul ederiz gibi şeyler diyor da 10 yıldır görmedim kimseyi. Annem babam abim, bu kadar.

Ben politik olarak şunun farkındayım: Aile biraz böyle uydurulmuş bir şey. Olsa da olur, olmasa da olur çünkü sonuçta seçilmiş ailen var. Yani lubunya camiasında zaten birbirini buluyorsun ve başka bir güvenlik ağı kuruyorsun. Onun olduğunu bilmek bana iyi geliyor, maddi manevi açıdan. Aileden gelecek o güvenlik hissini hep camiada buldum ben. Tabii bazen insan tereddüt ediyor bu var mı gerçekten diye ama kendimden biliyorum. Sonuçta sevgiyle bağlıyım bir sürü insana. O yüzden kendimde o bağ olduğunu bildiğim için insanlarda bana bağımlı diye düşünmüyorum, sorgulamıyorum. Mesela annem benim ailem ama annem olduğu için değil. Bir şekil arkadaşım oldu. Tabii annem olduğu için bir yakınlığımız var ama olmaya da bilirdi. Babamla öyle hiçbir şeyim yok. Kaç yıldır konuşmuyorum, farkında bile değilim ve eksikliğini hissetmiyorum. Ama annemi özliyorum. Biraz göçle de alakalı bence. Buraya gelince burası daha yal-

Muhammed

nız bir yer, kötü hissettiğim ya da kendimi yalnız hissettiğim oluyor. Ama bence bu zaman geçtikçe burda da değişecek diye düşünüyorum. Ama şunu da görüyorum, bazen insanlar kavga ediyor ya da zaman geçtikçe insanlar değişiyor ve aynı şekilde bağlanamıyor. Onu da fark ediyorum ama yine de seçilmiş aileye inanıyorum. İnsanlara başka bir yerden bağlanıyorsun. Bizim camiada belki o ailenin verdiği güven olmadığı için seçilmiş ailemize çok emek veriyoruz orada.

Ailenin yanında olması güzel bir şey. Mesela annemin kuirfeste gelmesi güzel çünkü orda bana senin dünyana ilgi duyuyorum, sana ilgi duyuyorum diyor ve bu bir sevgi göstergesi bence. Sevgilerini yargılayıcı bir yerden değil de anlamaya çalışan bir yerden göstermelerini tercih ederim. Başka beklentilerim mesela biri bir yerde homofobik bir şey dedi mi ben orda olmasam da müdahale etseler bence güzel olur. Bende kendime sorduğum oluyor mesela o aileye karşı benim ne sorumluluğum var, bende bir şey yapıyor muyum acaba aileme diye. Ama maddi manevi elimden geldikçe paylaşıyorum aslında.



Can

**„Meine Freunde
haben mich zu
dem Zeitpunkt sehr
unterstützt und
einige haben sogar
die gesamte Welt
gegen sich gestellt
und mich bis zum
Ende verteidigt.“**



Ich bin 26 Jahre alt und habe deutsch in der Schule gelernt. Mit 15 Jahren hatte ich mein Coming Out bei meinen Eltern. Ich wollte schon seit meiner Schulzeit in Berlin studieren. Viele meinten zu mir „Ah, da wirst du es guthaben“, aber darum ging es mir nicht. Ich habe in Istanbul gelebt und konnte machen, was ich wollte. Mir ging es eher darum, meine eigenen Entscheidungen zu treffen, weil meine Eltern sich nach meinem Coming Out immer mehr in mein Leben eingemischt haben. Ich habe mich daraufhin in vielen Universitäten beworben und auch eine Zusage bekommen. Zwar nicht für Berlin, aber da wollte ich nach meinem Studium hin. Ich war oft in Berlin, kannte schon Leute und hatte einen Cousin dort.

In meinem ersten Studienjahr war ich komplett allein. Ich konnte mich nicht so richtig mit Mitstudierenden verständigen. Und auch in der schwulen Community habe ich mich erst allein gefühlt. Aber dies hat sich mit der Zeit geändert. Ich kannte anderes aus Istanbul und als es das hier nicht gab, war ich enttäuscht. Aber ich habe meine Erwartungen angepasst, das hat mir geholfen. Ich wäre auch gerne im LSBT*I*-Referat aktiv gewesen, habe es aber nicht gemacht. Ich bereue es, dass ich nicht so aktiv gewesen bin, weil alles um mich herum komplett passiv gewesen ist. Hier gibt es ein ganz anderes Verständnis von politischem Aktivismus, als ich es gewohnt bin. Der CSD hier zum Beispiel ist für mich so etwas wie Karneval, als ob es in Deutschland keine Homofeindlichkeit gäbe oder so. Es gibt die Bühne, diese wird aber nicht für Diskussionen und Forderungen genutzt. Deswegen hatte ich dann keine Lust, an der Uni zu diesen Themen politisch aktiv zu werden.

Zu meinem Outing kann ich Folgendes erzählen: Ich war in der Schule in einem Tanz-Kurs und habe dort eine Person bemerkt, die auch schwul war. Er ging sehr offen mit seiner sexuellen Orientierung um und seine Freund*innen wussten es auch. Es war gar kein großes Thema. Da habe ich beschlossen, es auch meinen Freund*innen zu erzählen. Das war einfach so ein schönes Gefühl. Meine Freund*innen haben relativ gut, fast schon unbeeindruckt reagiert - so nach dem Motto „Ok, und was jetzt?!“. Zeitnah gab es in der Schule einen Vorfall, wo in den Sozialen Medien etwas Beleidigendes über mich geschrieben wurde. Daraufhin hat meine Vertrauenslehrerin, so eine Art Sozialarbeiterin, mit der ich schon viele Gespräche hatte, mich angesprochen und meinte, sie müsse das meinen Eltern erzählen. Für sie war das ein großes Problem und sie hat von therapieren und heilen gesprochen, was ich von ihr gar nicht erwartet hätte. Zu Hause habe ich dann erfahren, dass der Schulleiter meine Eltern angerufen und zur Schule gebeten hat. Da wusste ich, dass ich es ihnen erzählen muss. Ich vergesse diesen Abend nie. Ich hatte geplant, es mit 20 zu erzählen, wenn ich auch finanziell unabhängig bin oder nicht mehr bei denen wohne. Ich hatte nicht das Gefühl, dass sie so ein Problem damit haben könnten. Meine Mutter kommt aus Izmir und mein Vater ist alevitisch, aber selbst er ist nicht sehr religiös. Ich dachte bei dem Thema geht es den Menschen eher um die Religion. „Da kann mir nicht viel passieren, meine Eltern sind sehr offene Menschen“ waren meine weiteren Gedanken dazu. Ich habe es erst meiner Mutter erzählt, sie hat sofort angefangen zu weinen und meinte „Tu uns das bitte nicht an. Wir müssen das deinem Vater erzählen“. Wir sind zu meinem Vater ins Wohnzimmer. Er hat geahnt, dass

Can

etwas nicht stimmt. Ich habe ihm gesagt „Papa, schau mal: meine Mutter hat so reagiert, aber du bist eine offene Person. Du glaubst an die Wissenschaft. Ich bin mir sicher, du wirst ruhiger reagieren. Ich bin schwul“. Ich erinnere mich noch, wie mein Vater in seinen Sessel umgefallen ist und ich mit Kolonya versucht habe, ihn wieder zu sich zu bringen. Danach haben wir bis in die Nacht gesprochen und ich verstand, dass es gar nicht um Religion ging, sondern um patriarchale Vorstellungen. Mein Vater ist mit einer bestimmten Definition vom Mann-Sein aufgewachsen. Das, was von dem Gespräch am meisten Sinn für mich gemacht hat ist, dass sie meinten, es sei ihnen egal, wenn ich nicht heirate und keine Kinder bekäme, aber ich solle auf eine gute Schule und Karriere machen. Und wenn ich es jetzt allen sagen würde, dann hätte ich keine Zukunft. Meine Eltern hatten große Angst, ich würde mit meiner Identität in die Öffentlichkeit gehen. Meine Freunde haben mich zu dem Zeitpunkt sehr unterstützt und einige haben sogar die gesamte Welt gegen sich gestellt und mich bis zum Ende verteidigt.

Nach diesem Ereignis war ich für eine Weile in psychologischer Begleitung. Das war gut, bis meine Eltern entschieden haben, eine „Umkehrungstherapie“ zu machen. Ich war zu dem Zeitpunkt depressiv, meine Eltern wollten mich aus der Schule nehmen und mit mir wegziehen. Sie dachten, alle Menschen wüssten Bescheid. Sie hatten ein großes Schamgefühl. Sie haben großen Druck auf mich ausgeübt, meinten, ich würde mir keine Mühe geben, mich zu ändern. Ich sei schuld am Cholesteroll meines Vaters und würde sie nicht lieben usw. Diesen emotionalen Druck, die Sprüche zu ertragen war sehr schwierig für mich. Ich selbst hatte zu

Can

keinem Zeitpunkt ein Identitätsproblem. Aber mit diesen Sprüchen meiner Eltern umzugehen, das war eine sehr schwierige Phase, die so weit ging, dass ich Suizidgedanken hatte. Dennoch, ich hatte Freund*innen, die mich in dieser Zeit zum Glück sehr unterstützt haben. Mittlerweile ist das Verhältnis zu meinen Eltern besser. Mit meinem Vater rede ich gar nicht darüber, mit meiner Mutter ab und zu. Sie kennt sogar einige meiner schwulen Freunde.

Zu meiner Familie gehören meine Eltern, mein Bruder und meine Großmutter. Für mich ist die Familie die Gruppe von Menschen, die mit mir und meinen Eltern verwandt sind. Unabhängig von der „Blutsverwandtschaft“ kennen diese Menschen mich seit meiner Kindheit. Mit manchen haben wir uns später kennengelernt, was in einer großen Familie auch vorkommen kann. Aber auch mit wenig Kenntnissen über mich, wünschen sich diese Menschen nur das Beste für mich. Manchen in der Familie ist das alles egal, aber auch sie gehören zur Familie. Es sind wie Freund*innen, die sich ohne Gegenleistung unterstützen. Der Unterschied ist, dass man Freund*innen durch „Arbeit“ gewinnt, bei der Familie ist es jedoch anders.

Meine Eltern und mein 5 Jahre jüngerer Bruder wissen, dass ich schwul bin. Mein Bruder erfuhr es per Zufall, aus den Vorwürfen eines Cousins, als er 17 war. Später habe ich ihn diesbezüglich angesprochen und gefragt, ob es etwas ändern würde, dass ich schwul bin und ob er keine schwulen Freunde hätte. Er war sehr positiv und meinte, er hätte kein Problem damit. Ich hätte von ihm mehr Verwirrung und Unklarheit erwartet und war froh über seine Reaktion.

Von meinen Eltern wünsche ich mir, dass ich manchmal z.B. über meinen Liebeskummer sprechen kann oder überhaupt über meine emotionale Lage. Sie unterstützen mich immer im Leben, sind stolz auf mich, hören mir gerne zu, aber seit Jahren kommen sie nicht mit meiner Homosexualität klar. Darüber können wir nicht sprechen. Sie haben vor allem Angst davor, dass andere davon erfahren. Ich kenne die Vorgeschichte der Liebe meiner Eltern und wünsche mir, dass sie das auch miterleben, wenn ihr Sohn verliebt ist.

Was mich bei Diskriminierungserfahrungen stärkt, sind z.B. Netzwerke. Das finde ich wichtig. Was noch gut tut ist, in die Öffentlichkeit zu gehen und zu sehen, dass man nicht alleine ist und Andere ähnliche Erfahrungen machen. Solche Erfahrungen sind nicht schön, aber zumindest weniger traumatisierend, wenn man merkt, dass es andere Betroffene gibt, die dich verstehen und unterstützen können.

Can

Can

Yesus



„Ich finde es
sehr wichtig,
dass man
nicht aufgibt,
füreinander da
zu sein, egal
was ist“

Meine Eltern sind als Gastarbeiter*innen hierhergekommen. Meine Mutter ist Änderungsschneiderin, mein Vater hat in einer Firma am Fließband gearbeitet. Ich habe einen eineinhalb Jahre jüngeren Bruder. Meine Familie ist in den 50ern zurück aus Ex-Jugoslawien in die Türkei. Alle meine Verwandten väterlicher- und mütterlicherseits leben dort, wo wir auch jedes Jahr von klein auf immer mit dem Auto hingefahren sind und immer sechs Wochen die Sommerferien dort verbracht haben.

Ich würde sagen, dass es ein Ungleichgewicht in meiner Familie gegeben hat, weil mein Vater sehr autoritär und patriarchalisch war. Er musste immer alles bestimmen. Wenn ich das reflektiere, dann würde ich schon sagen, dass das meine Einstellung zu Männern mitgeprägt hat und ich einen Beschützerinstinkt meiner Mutter gegenüber entwickelt habe. Es hat eine Rolle gespielt, wie ich die Geschlechterrollen in der Familie wahrgenommen habe und wie sich das in meiner Erziehung gezeigt hat. Dadurch habe ich eben auch meine Einstellungen zu den Geschlechtern entwickelt.

Ich finde dieses Wort Familie ein wenig schwierig, weil es so ein gesellschaftliches Ding ist und diese Frage, was Familie für mich bedeutet, impliziert, dass sich alles auf die Familie bezieht. Es heißt sozusagen, dass man eine Familie aufbauen soll und ich habe es noch nicht geschafft. Ich würde jetzt nicht sagen meine Freund*innen sind meine Familie, das ist nicht meine Definition von Familie. Ich habe eine Familie und diese sind natürlich meine Eltern, mein Bruder. Familie spielt für mich eine große Rolle, weil es für meine Eltern eine Rolle spielt.

Ich habe schon relativ früh gemerkt, dass ich in der ersten Klasse, so mit sechs Jahren, immer super schüchtern war bei den älteren Mädchen, die mich süß fanden. Schon als Kind war ich wie ein Junge. In queeren Begriffen oder Identitäten würde ich heute Butch sagen. Ich habe mich viel bewegt, war viel draußen und hatte viele Freiheiten, auch von meinen Eltern aus.

Ich bin nicht bei meiner ganzen Familie geoutet. Meiner Mutter habe ich es öfter gesagt, wenn ich Liebeskummer hatte. Das Problem ist ja, dadurch, dass du deinen Eltern nichts erzählen kannst, denken sie, irgendwas ist mit dir los, du hast Depressionen, bist krank. Dann habe ich zumindest meiner Mutter erzählt, dass ich verliebt bin oder Liebeskummer habe und es mir deswegen nicht gut geht. Sie versteht es auf eine gewisse Weise, aber nicht ganz. Das heißt, immer wenn wir uns auf einer Ebene wieder gut verstehen, sagt sie Dinge wie „Wenn du heiraten würdest und Kinder hättest“. Wenn ich ihr dann entgegne, dass ich keinen Mann heirate, dann ist sie homofeindlich. Wobei ich weiß nicht, ob ich ihr Verhalten tatsächlich als homofeindlich bezeichnen würde. Das Ding ist, jeder Mensch hat gewisse Kapazitäten, was man so verstehen kann und was nicht und es wäre anmaßend von mir, meiner Mutter abzuverlangen, mich zu verstehen. Wenn sie es nicht versteht, dann würde ich nicht sagen, meine Mutter ist homofeindlich. Mich nerven diese ganzen Begriffe auch, aber als homofeindlich würde ich eher Personen bezeichnen, die dir wissentlich Schaden zufügen wollen oder dich beleidigen und so weiter. Meine Eltern hatten keinen Zugriff auf Bildung, daher habe ich bei ihnen mehr Verständnis als bei Akademiker*innen, die z.B.

Yesus

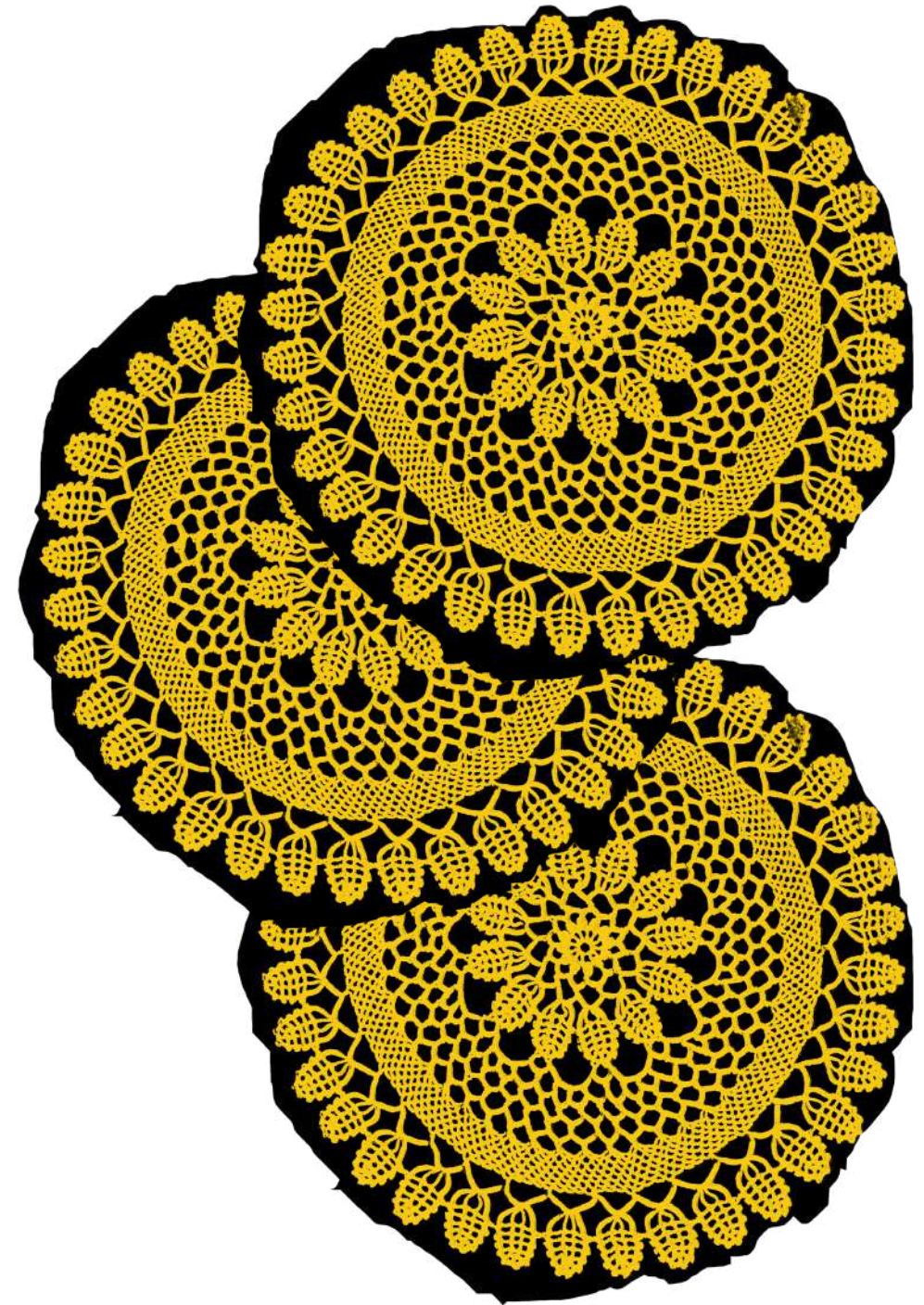
nicht verstehen können, warum ich mich nicht outen kann. Im familiären Kontext würde ich jetzt daher nicht sagen, dass ich so etwas wie Ausschluss erfahre. Manchmal habe ich das Gefühl, ich kann mich mit Familienmitgliedern, z.B. meinem Onkel oder Bruder nicht so richtig verbinden, weil ich nicht das Leben führe, was sie sich z.B. ausgesucht haben mit Heirat und solchen Sachen. Und dass sie dann denken, dass ich ganz anders bin als sie, obwohl ich mein Leben selbst auf die Reihe bekomme und alles. Dann habe ich ganz oft, vor allem an Feiertagen in Deutschland auch das Gefühl, dass ich alleine bin.

Solche Erfahrungen sind nicht immer Thema bei mir, es sind eher immer so Phasen. Und dann hilft es mir schon, mit Freund*innen über solche Dinge zu sprechen. Ansonsten thematisiere ich das, indem ich Veranstaltungen organisiere. Das stärkt mich und gibt mir ein gutes Gefühl, dass ich irgendwas versuche daran zu ändern oder einen Beitrag zurückgeben will und ich denke, mit einem gewissen Humor oder Ironie kann man viel mehr erreichen. Veranstaltungen sind meine Form von Aktivismus.

Was ich mir von einer Familie wünsche oder erwarte ist einfach, dass man sich unterstützt und egal was ist, dass man füreinander da ist und sich vertraut. Natürlich gehört auch Liebe dazu und vor allem, dass man sich das auch zeigt, dass man sich liebt. Dass man immer irgendwie versucht, zusammen zu bleiben und eine Verbindung hat; nicht aufgibt, füreinander da zu sein, egal was ist. Das finde ich sehr wichtig. Das Ding ist einfach, gerade in migrantischen Kontexten, wo die Eltern selbst so traumatisiert sind, ist das sehr schwer. Du bist

Yesus

mehr alleine als migrantisches Kind und Homofeindlichkeit ist noch eine Sache, aber wenn die Eltern, wie ich bereits meinte, einfach die Kapazität oder Möglichkeit nicht haben, dann fühlst du dich dadurch noch mehr alleine. Und diese Schmerzen und Ängste, die meine Eltern hatten/haben, die habe ich schon auch auf gewisse Weise. Diese Ängste trägt man schon mit sich und das darf man nicht außer Acht lassen. Deswegen finde ich es unglaublich wichtig, dass man sich untereinander noch mehr vernetzt, noch mehr miteinander kommuniziert und eben Vereine oder Projekte hat, wo man hingehen kann.



Jesus

Esra



**„Was mir
persönlich in
solchen Situationen
hilft, ist zuerst
mein Glaube, weil
ich weiß, dass ich
geliebt werde, egal
wie ich bin.“**

Ich bin Esra, 26 Jahre alt, komme ursprünglich aus dem Ruhrgebiet und bin da auch geboren und aufgewachsen. Meine Eltern sind beide aus der Türkei. Mein Vater ist mit drei Jahren hierhergekommen und meine Mutter dann, als sie meinen Vater geheiratet hat, so mit 17 Jahren.

Ich identifiziere mich als bisexuelle Frau und weiß das eigentlich seit meiner Kindheit, aber akzeptiert habe ich das erst vor 2-3 Jahren. Es gab so Phasen, mit 8/9 und 15/16 Jahren, da dachte ich, dass ich lesbisch bin, aber ich kannte diese ganzen Begrifflichkeiten nicht: Queer sowieso nicht und im deutschen Sprachraum gab es damals nur schwul und lesbisch. Es gab ja auch weder an meiner säkularen Schule noch zu Hause irgendeine Form der Aufklärung, sodass ich lange dachte, irgendwas stimmt mit mir nicht. Ich kam einfach nicht darauf, das zu akzeptieren, obwohl ich auch mit Frauen was hatte. Es war ein Roller Coaster von Gefühlen und Gedanken, weshalb ich auch ein Fernstudium in Psychologie angefangen habe. Ich wollte mich selbst verstehen. Mich hat das über die Jahre sehr mitgenommen, mit niemandem darüber sprechen zu können. Ich habe mich weder vor mir selbst geoutet, noch konnte ich das bei den Frauen, mit denen ich was hatte, benennen. Ich habe das die ganze Zeit unterdrückt. Ich habe mich auch sehr stark mit der islamischen Komponente beschäftigt. Ich bezeichne mich schon als gläubig und ich konnte einfach nicht akzeptieren, dass Menschen sagen, meine Religion oder Gott, den ich so sehr liebe, mich nicht so mögen würde, wie ich bin. Im Austausch mit den richtigen Leuten habe ich dann aber gemerkt, dass der Islam gar nicht homofeindlich ist. Oft wird es ja auch heutzutage noch als Krankheit bezeichnet. Diese

Themen und Traumata haben mich dazu gebracht, Psychologie zu studieren. Nicht nur wegen meiner Sexualität, sondern allgemein wegen allem.

Familie definiere ich für mich gar nicht mit Blutsverwandtschaft, aber trotzdem zählen meine Geschwister und Eltern dazu und wird eben durch weitere Menschen ergänzt. Familie ist eine große Komponente. Es ist bedingungslose Liebe, Zusammenhalt, für einen da sein, zu wissen, was geht gerade bei dieser Person ab. Liebe und Zusammenhalt bedeutet für mich Familie. Familie hat für mich einen sehr großen Stellenwert in meinem Leben.

Ich bin bei meinen Eltern nicht geoutet, bei meinen Geschwistern aber schon. Bei meinem Outing gegenüber meinen Geschwistern hatte ich schon Angst, dass sie das nicht akzeptieren. Es gibt diese Verlustangst, die Menschen zu verlieren, die man liebt. Und ich wusste ja auch nicht, wie sie damit umgehen würden. Das hat mir auch Angst gemacht. Aber sie unterstützen mich und sind Allys für mich. Meine Geschwister haben das als einen Teil von mir akzeptiert. Mein jüngster Bruder meinte z.B. einfach nur „Achso, ok“.

Ich habe aber auch als älteste Schwester sehr viel Einfluss auf meine Geschwister gehabt, sie immer versucht, so tolerant zu erziehen und sehr aufgeklärt, was Sex, Sexualität und Körper angeht. Ich habe das dann so weit gebracht, dass in so einer „semi-konservativen“ Familie offen über Periode, Sex, Schwangerschaft, Verhütung, usw. gesprochen werden konnte. Mit meinen Geschwistern war das eher möglich als mit meinen Eltern. Es war zwar nicht verboten, aber es gab irgendwas Unaus-

Esra

gesprochenes, was es verhindert hat. Ich weiß nicht, ob es deshalb ist, weil ich queer bin und es die ganze Zeit unterdrückt habe, aber ich hatte immer das Bedürfnis, darüber zu sprechen und wurde noch nie von meinen Eltern dafür verurteilt. Meine Mutter ist z.B. durch einen schwulen Freund von mir mit Queerness in Berührung gekommen, vorher war das total fremd und auch nicht akzeptiert aus ihrem Islamwissen. In dem meine Mutter aber queere Personen und deren Geschichten kennengelernt hat, wie schwierig das Leben teilweise für sie ist, hat sie das akzeptiert. Sie hat zwar immer noch ihre Vorbehalte, z.B. gleichgeschlechtlichem Sex gegenüber, aber ist nicht grundsätzlich dagegen. Ich kann zwar mit meiner Mutter darüber sprechen, aber bei ihrem eigenen Kind wird es trotzdem nicht so einfach sein, das zu akzeptieren. Mein Vater dagegen akzeptiert das absolut nicht. Das verstehe ich nicht, weil er eigentlich der tolerantere in der Familie ist.

Die Hauptsache in dem Punkt ist einfach, sensibel damit umzugehen, wenn man weiß, das Kind ist vielleicht queer oder auch, wenn es das nicht gesagt hat. Man kann es nie wissen. Und auch wenn man es nicht vermutet, sollte man allgemein sensibel mit diesen Themen umgehen, weil man immer jemanden im Umfeld haben kann, der nicht offen darüber spricht. Es gibt nichts Schlimmeres als diese indirekte Diskriminierung, wo man nicht direkt diskriminiert wird, weil man nicht geoutet ist, aber neben dir werden krass homofeindliche Dinge gesagt. Du fühlst dich natürlich angesprochen, kannst aber nicht reagieren und diese Verzweiflung in dem Moment ist sehr schlimm. Das würde ich gerade Jugendlichen ersparen wollen. Dann traut sich ein Mensch noch weniger, darüber zu sprechen und

Esra

auch mit anderen nicht, weil man denkt, vielleicht denken alle so.

Was mir persönlich in solchen Situationen hilft, ist zuerst mein Glaube, weil ich weiß, dass ich geliebt werde, egal wie ich bin. Ich wurde letztendlich so erschaffen und wenn wir sagen, Gott ist allmächtig, dann macht Gott auch keine Fehler. Dann bin ich auch kein Fehler. Als zweites sind es Leute, die dieselbe Erfahrung machen. Ich habe zwei Personen in meinem näheren Umfeld, mit denen ich darüber sprechen kann. Aber so generell würde mir das voll helfen, eine Community mit Menschen türkischer Einwanderungsgeschichte zu haben, mit denen ich mich austauschen kann. Ich habe auch gar kein Problem damit, mich nicht zu outen. Meine Eltern müssen es nicht wissen und ich muss mir das Ganze nicht antun. Das was ich gerade in meinem Leben umsetzen will ist das Konzept des Inviting in, das heißt bestimmte Menschen, die mir wichtig sind, in mein Leben oder Teile meines Lebens einzuladen und davon zu erzählen.

Was ich mir von Familien wünsche ist, dass zum Beispiel keine homofeindlichen Aussagen gemacht werden, weil wir nie wissen, wer am Tisch sitzt. Es geht ja auch nicht nur um einen Selbst, sondern auch um queere Freund*innen, die man sehr gern mag und nicht möchte, dass sie verletzt werden.

Und was ich mir auch wünsche ist, dass sich die Menschen beim Thema Religion mehr mit seriösen Quellen beschäftigen und sich nicht nur eine Meinung anhören. Ich mache die Erfahrung, dass Menschen ganz verzerrte Vorstellungen über die Leben queerer Personen haben. Hier wünsche ich

mir mehr Auseinandersetzung über queere Leben und das Verständnis, dass dies Gefühle sind, mit denen Menschen auf die Welt kommen oder diese vielleicht im Laufe des Lebens entstehen und erst später bemerkt werden. Dahingehend brauchen wir mehr Akzeptanz.

Und was ich auch wichtig finde zu erwähnen, ist das Thema psychische Gesundheit. Die Erfahrung eines Freundes, der depressiv und suizidgefährdet war, hat mich sehr geprägt. Ich finde es wichtig, dass in der Community zu psychischer Gesundheit sensibilisiert werden muss, um Anzeichen von Erkrankungen auch richtig zu deuten. Eine Person, die den ganzen Tag im Bett liegt, sollte z.B. nicht automatisch als faul oder so etwas bezeichnet werden. Es kann ja auch auf eine Identitätskrise hindeuten, die auch mit kulturellen und/oder sexuellen Identitäten zu tun haben kann. Wenn ein Elternteil sich nicht bereit fühlt, darüber zu sprechen, dann ist es auch legitim, sich professionelle Hilfe zu holen. Das muss auch enttabuisiert werden, dass es in Ordnung ist, zu einer*m Psychotherapeut*in zu gehen. Das finde ich sehr wichtig.

Meltem



„Familie ist für mich
ein Ort, an dem
alle das Beste für
einen wollen.“

Ich bin Meltem, in Berlin geboren und aufgewachsen und habe einen türkeistämmigen Vater und eine deutsche Mutter, die auch aus Berlin ist. Beide sind relativ alt, was vielleicht insofern interessant ist, als dass das ja auch etwas über die Einstellung sagt, weil es zu meiner Generation eher noch nicht so üblich war. Ich positioniere mich als queer und habe zum Glück mit beiden gar kein Problem deswegen. Bei meinem Outing war meine Mutter eher die, die ihren Unmut ausgesprochen hat, aber das hat sie auch schon überwunden.

Familie ist für mich ein Ort, an dem alle das Beste für einen wollen. Das ist die Wunschvorstellung. Natürlich gibt es noch den rechtlichen Abdruck, der z.B. besagt, dass bei gleichgeschlechtlichen Paaren ein Elternteil das Kind adoptieren muss. Das finde ich auch ganz interessant im Hinblick darauf, was der Staat eigentlich unter Familie versteht. Ich finde, wenn du jung bist, dann ist es ja oft die Herkunftsfamilie, die sehr alternativlos ist. Meine Eltern haben sich früh getrennt, was ich im Nachhinein fast als einen Vorteil empfinde, weil ich dadurch verschiedene Orte hatte. Wenn du nur einen Ort hast und da nicht rauskommst, dann ist das relativ schwierig. Aber ich war z.B. auch eine Zeit lang im Sportverein und das war auch so ein familiäres Gefühl: du gehst hin, bist willkommen, die Leute verstehen dich, es gibt keinen oder zumindest keinen sehr hohen Rechtfertigungsdruck. Ich denke, es hat auch etwas mit einer gegenseitigen Verantwortungsübernahme zu tun, dass man aufeinander aufpasst, für jemanden einsteht und hilft, aber auch mal etwas kritisiert. Für mich ist wichtig, dass das von Dauer ist, es eine langfristige Verbindung darstellt. Familie spielt für mich eine große Rolle, aber nicht so sehr in diesem

patriarchalen Sinn. Ich kenne von einigen queeren Menschen mit Migrationserfahrung, die sich von einem bestimmten Familienbild nicht gut lösen können, obwohl es ihnen nicht guttut. Jetzt während des Lockdowns habe ich schon gedacht, dass es einen großen Unterschied macht, ob du alleine lebst in deiner Wohnung oder mit Kind oder Hund oder was du dann noch so hast. Ich hatte vor allem durch meinen Sohn ein Familiengefühl. Da ist mir das nochmal sehr aufgefallen, wie froh ich darüber bin. In dem Kontext spielt es eine große Rolle, aber ich merke auch, dass es schwierig ist, festzulegen, was die Familie dann ist. Ich glaube, was auch noch mit Familie und Zugehörigkeit zu tun hat ist, dass sie eine bestimmte politische Ausrichtung und ein Bewusstsein für bestimmte Themen haben.

Bei der Frage nach den 'Anderen' hatte ich tatsächlich einen interessanten Moment, weil ich eher die Person war, die dachte, was sagen denn die Anderen? Das war bei meinem Outing gegenüber meinem Vater, was auch aus einer Laune heraus passiert ist. Er hat erst mal nichts gesagt und meinte dann, ich solle meine Freundin doch nächste Woche zum Grillen zum Verein mitbringen. Und ich war schon verunsichert, was denn die anderen sagen würden. Meine Mutter hat sich da schon eher Gedanken gemacht, wie Nachbar*innen oder Leute in der U-Bahn denken würden. Ich muss auch dazu sagen, meine Mutter hat einen anderen Bildungshintergrund und ich glaube der Zugang zu bestimmten Diskursen ist einfach schwieriger.

Ich habe nicht wirklich Diskriminierungserfahrungen innerhalb der Familie gemacht. Meine Mutter fand es schon irgendwie blöd, was mich ziemlich

Meltem

geärgert hat, weil sie nach außen hin immer meinte, man muss alles respektieren und akzeptieren. Da gingen dann stereotype Vorstellungen oder so eine Sexualisierung einher, das fand ich merkwürdig. Das hat sich aber relativ schnell gelegt. Für meinen Vater war es gar kein Problem und auch meine türkische Oma, bei der ich mich erst nicht outen wollte, hat sehr entspannt reagiert. Ich habe wirklich Glück und tatsächlich wenig schlechte Erfahrungen gemacht. Solche Erfahrungen mache ich eher z.B. mit irgendwelchen Ämtern oder mir passiert mal auf der Straße oder beim Einkauf, dass ich blöde Sprüche abkriege. Es gab noch eine Situation, wo meine Mutter sich gefragt hat, ob mein Kind ein richtiges Enkelkind ist, was ich sehr lustig finde. Da gab es mal so eine Angst, was natürlich Quatsch ist, deswegen habe ich da nicht viel zu gesagt. Aber dazu wurde dann auch nichts mehr geäußert. Und ansonsten habe ich mich immer unterstützt gefühlt. Da fällt mir jetzt nichts ein, weil es eigentlich immer gut war.

Wenn ich aber negative Erfahrungen, wie z.B. bei Ämtern mache, dann versuche ich mich da auch oft zu wehren. Ich habe gerade z.B. eine Eingabe beim LADS Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung gemacht, weil das Formular für die Hortbetreuung im Jahr 2021 immer noch Vater und Mutter stehen hat, was aus verschiedenen Gründen vollkommen absurd ist. Das finde ich schon diskriminierend und dabei geht es auch nicht nur um queere Familien, sondern ja auch Großeltern bspw., die ihre Enkelkinder großziehen. Es gibt so viele Kinder, die nicht bei Mutter und Vater wohnen, warum wird das dann in dieser Form abgefragt? Um ein anderes Beispiel zu nennen, wurde ich mal in

Meltem

einem Laden beleidigt und der Ladenbesitzer hat gar nichts gesagt, was mich sehr geärgert hat. Ich wusste von einem Freund, dass sie sich kennen und bin zwei Tage später mit ihm hin und hab das Gespräch gesucht. In solchen Situationen versuche ich manchmal, mir Hilfe zu suchen und eine Form von Rückmeldung zu geben, um das zu ändern.

Was ich mir wünsche ist, dass es sozusagen nicht mehr dieses Gefühl gibt, man müsse sich freuen, wenn es keine schlechte Reaktion gibt. Es wäre schön, wenn junge Menschen eine andere Sicherheit haben könnten, weil diese massiv erhöhten Selbstmordraten ja einen Grund haben und nicht von irgendwo kommen. Die Familie hat da eine große Verantwortung, genauso wie die Schule. Familien sind nicht in einem luftleeren Raum und ich finde da muss es gesamtgesellschaftlich mehr Anerkennung und viel größere Offenheit für alle möglichen Lebensformen und auch Begehrensformen geben. Das würde ich mir und auch den Familien wünschen, weil ich glaube, den Eltern ist auch nicht immer klar, dass es da um Leben und Tod geht. Es scheint Menschen zu geben, die lieber ihr Kind verlieren als – ja, was ist das andere, das auf dem Spiel steht? Und das beschädigt das Kind in gleichem Maße wie die Eltern. Bei sehr kritischen Eltern habe ich immer erlebt, dass sie sich in einem großen Loyalitätskonflikt befinden und auch sehr darunter leiden, dass sie ihre Kinder schlecht machen. Ich wünsche mir, dass das weniger wird. Was mir noch wichtig ist zu sagen, dass ich dieses staatliche Familienbild, das historisch das jüngste aber auch das hartnäckigste ist, überhaupt nicht verstehen kann. Wir haben einen Schutzauftrag gegenüber den Kindern und dieses veraltete Fam-

ilienbild entspricht überhaupt nicht der Realität der Kinder – da muss auf jeden Fall noch sehr viel passieren. Es muss auch die Möglichkeit geben zur Eintragung von mehr als zwei Elternteilen, was nicht nur ein Queerthema ist, wenn wir an die zahlreichen Patchworkfamilien denken. Das Abstammungsrecht muss dringend geändert werden.

Ich hoffe für junge Menschen, die durch ihre Familien Ablehnung erfahren, dass sie eine gute Wahlfamilie finden. Aber es traumatisiert trotzdem und geht nicht geräuschlos über die Bühne. Das ist immer mit sehr viel Verletzung und Trauma verbunden. Da wünsche ich, dass man das irgendwie verringern kann. Ich glaube, niedrigschwellige Angebote für Eltern, die auch community-nah sind, sind total gut. Da kann auf Augenhöhe im Kontakt mit anderen Eltern viel erreicht werden. Solche Angebote gibt es in Deutschland nicht so viele. Der Zugang zu Informationen müsste auf jeden Fall erleichtert werden. Ich finde z.B. in diesen Welcome-Paketen, was dir bei der Geburt eines Kindes gegeben wird, sollten auch Informationen zu queeren Themen, vor allem Trans- und Intergeschlechtlichkeit gegeben werden oder, dass die Mitarbeitenden vom Kinder- und Jugendgesundheitsdienst darauf sensibilisiert werden und diese Infos auch mitgeben. Ich wünsche mir da eine weitere Sichtbarkeit und Akzeptanz.

Sabuha



„Familie ist für mich das vierte Bein am Tisch. Wenn das nicht da ist, dann habe ich keinen stabilen Tisch...“

Ich bin in der Türkei geboren und mit sieben Jahren nach Deutschland gekommen. Ich habe erst mit meiner Familie in Süddeutschland gelebt und bin dann 1996 nach Berlin gekommen, weil ich Schwierigkeiten mit einigen Verwandten hatte. Sie wollten mich nicht in Ruhe lassen, deshalb wollte ich weit weg von zu Hause, damit ich hier frei leben kann. Ich habe hier komplett neu gestartet. Ich habe eine Ausbildung angefangen und die richtigen Leute zum richtigen Zeitpunkt getroffen. Im SO36 habe ich im Salon Oriental mitgewirkt, die Afterparty Gayhane gegründet, in queeren Theaterstücken und in dem queeren Film ‚Lola und Bilidikid‘ mitgespielt. Ich habe später hauptberuflich als Friseur gearbeitet und diese Tätigkeiten habe ich nebenbei gemacht.

Familie ist für mich das vierte Bein am Tisch. Wenn das nicht da ist, dann habe ich keinen stabilen Tisch (jetzt mal abgesehen von runden Tischen mit einer Säule, die übrigens auch keine Stabilität für mich bilden). Um es bildlich auszudrücken, würde ich Familie so für mich beschreiben. Es ist für mich sehr wichtig. Zum einen meine biologische Familie mit meinen Eltern und Geschwister, vielleicht auch Verwandte, bei denen ich die Sicherheit habe, dass wenn irgendwas passiert, wo mich alle aufgeben, sie noch da sind; die mich wirklich annehmen würden, egal wer und wie ich bin. Das ist meine Sicht zur Familie. Ich schätze nicht nur das Hilfeangebot, sondern auch meine Erziehung von der Familie, die ich genossen habe und nicht missen will. Familie ist sehr groß für mich, ich bausche es aber auch nicht auf. Ich habe mir auch eine zweite Wahlfamilie hier aufgebaut mit einigen sehr intimen Freund*innen, auf die ich mich 100% verlassen kann. Mit ihnen kann ich wirklich alle Themen

von Sexualität über Verliebt-Sein bis Betrügen besprechen, was ich mit meiner biologischen Familie nicht machen kann, denn da gibt es Tabuthemen, über die wir nicht sprechen. Man hat sich gern, man hilft sich gegenseitig, aber bestimmte Dinge sollte man nicht ansprechen. Das respektiere ich auch und dafür habe ich ja auch meine Wahlfamilie, mit der ich das machen kann.

Das Problem damals war, dass mein Onkel mich bei meiner Familie zwangsgeoutet hatte, nachdem er das irgendwie mitbekommen hat. Ich habe ihn und seine Redensart sehr bedrohlich empfunden und für mich gemerkt, dass ich nicht dableiben kann, weil ich mich sonst nicht entfalten kann und Spielchen spielen müsste. Deshalb bin ich dann sozusagen klammheimlich von zu Hause weg und hatte damals absolut keinen Kontakt zu meinen Eltern und Geschwistern, weil ich nicht wollte, dass sie wissen, wo ich bin. Ich wollte erst mal Stabilität und Sicherheit für mich schaffen. Irgendwann ist mein Vater dann auf mich zu nach Berlin. Er wollte, dass ich zurück nach Hause komme. Ich musste mich meinem Vater gegenüber durchsetzen, dass ich in Berlin bleibe. Ja, wir sind eine Familie, ich besuche sie gerne, aber ich will in Berlin leben. Das war das Schwierigste für meinen Vater, zu hören, dass ich in Berlin bleibe, also nicht mit zurückgehe. Das fühlte er als Ablehnung. Heute habe ich sehr guten Kontakt zu meinen Eltern und Geschwistern, Nichten und Neffen.

Ich würde es schon als eine Form von Unterstützung bezeichnen, dass meine Eltern wieder auf mich zugekommen sind und ich sie besucht habe, aber wieder gehen konnte. Ich glaube meine Großeltern

haben auch viel damit zu tun, die gesagt haben, dass sie mich in Ruhe lassen sollen und wenn mir etwas passiert, dann sei das deren schuld; ihr habt ihn von der Familie entfernt. Ich habe keine finanzielle Unterstützung von ihnen erhalten und wollte es auch nie. Ich habe von meinen Eltern nie gehört, dass es o.k. ist, so wie ich bin. Alle wissen Bescheid, aber es ist kein Thema, über das geredet wird. Dieses Bescheid wissen, aber nicht darüber sprechen, würde ich auch als eine Form von stiller Akzeptanz bezeichnen. Wenn ich in den Medien war und die Leute mich gesehen und meine Eltern darauf aufmerksam gemacht haben, haben meine Eltern für sich die Erklärung gefunden zu sagen „Er ist einen künstlerischen Weg gegangen und macht künstlerische Sachen“. Das war ihre Strategie, damit umzugehen. Die ‚Anderen‘ haben anfangs für meine Eltern, glaube ich schon, eine Rolle gespielt, aber irgendwann war das nicht mehr so wichtig. Ich habe nicht den Anspruch zu sagen, meine Eltern müssen das akzeptieren, sie müssen dazu stehen. Wenn sie es machen, ist es natürlich schön, wenn nicht, dann ist das auch o.k. Ich verstehe sie und so wie ich Akzeptanz von ihnen fordere, genauso muss ich sie so annehmen wie sie sind, so lange sie mir keine Steine in den Weg legen.

Was mir hilft, mit solchen Erfahrungen umzugehen, ist vor allem die Vereinsarbeit. Ich habe z.B. damals GLADT e.V. mitgegründet und das schätze ich immer noch sehr. Da müsste es auf jeden Fall noch einige weitere geben. Klar, es gibt noch LesMigraS und weitere queere Vereine, aber es braucht Vereine, die auch die Zielgruppen ansprechen und diese – unsere Themen nicht als Randthemen auftauchen. Mir ist wichtig zu sagen, dass viele

Sabuha

Sabuha

queere oder LGBT*I*Q*-Menschen oder Angehörige Hilfe, Aufklärung und Unterstützung brauchen. Wir haben zwar viele Organisationen für Betroffene, aber Familie und Angehörige bleiben auf der Strecke. Viele kennen sich nicht aus, können keine Fragen stellen, weil sie sich nicht trauen, weil das Thema Queer-Sein mit Ängsten verbunden sind und genau da müssen wir ansetzen. Ich denke, dass es eine Hürde ist für Angehörige, zu einer queeren Organisation zu gehen statt zu einer Organisation, die queere Themen auch als Querschnittsthema behandeln.

Was ich sonst noch wichtig finde ist, dass ich wirklich ein-zwei Menschen im Leben habe, denen ich meine Seele ausschütten kann. Ein Mensch braucht wirklich gute Freund*innenschaften, um mit vielen Sachen umgehen zu können. Es reicht manchmal aus, einfach zu Freund*innen zu gehen und zu sagen „Mir geht es scheiße“ und die Person kümmert sich um dich, ohne dass du dich erklären musst. Ich bin aber auch glücklich und zufrieden, so wie es jetzt gerade mit meiner Familie ist. Natürlich kann es immer noch besser werden, den Wunsch habe ich auch. Zum Beispiel wünsche ich mir, dass ich irgendwann, wenn ich mal einen Partner habe, mit diesem Arm in Arm oder Hand in Hand oder einfach nur als mein Partner meine Familie besuchen kann. Wie das sein wird, weiß ich nicht. Ich wünsche und hoffe für Familien, dass man Menschen einfach so annimmt, wie sie sind. Ich habe nicht den Anspruch, Menschen zu verändern, aber wofür ich kämpfe ist, nehmt mich so an, wie ich bin und lasst mich, wenn es euch nicht passt. Ihr müsst euch damit nicht beschäftigen, euch keinen Kopf machen. Respektiert, dass ich so bin wie ich bin – sehen,

Sabuha

wahrhaben, annehmen. Es muss euch auch nicht gefallen, aber bitte beschäftige dich dann auch nicht damit und versuche es nicht klein oder schlecht zu machen. Das gilt für alle Seiten.

Ich wünsche mir überhaupt, dass Menschen sich etwas freundlicher und emphatischer begegnen. Mir muss nicht alles an allem gefallen, aber ich behalte meinen Respekt, das ist mir wichtig. Ich muss mir meine eigenen Vorurteile auch immer wieder vor Augen führen. Ich denke, die Arbeit wird nie enden, aber wir sollten auch nie aufhören, irgendwo irgendetwas zu bewegen, auch wenn es nur ein kleines Rütteln ist.

Sabuha



„...alle sehen das, alle
wissen das und kommen
trotzdem und rufen an
oder wollen angerufen
werden und das
wertschätze ich sehr.“

Ich bin Ali, gebürtiger Berliner, gebürtiger Kreuzberger. Ich bezeichne mich als cis-Mann und bin schwul. Meine Migrationserfahrung ist kurdisch, meine Eltern sind quasi Anfang der 70er nach Berlin gekommen.

Was Familie betrifft, gibt es einmal die Kernfamilie mit Eltern und Geschwistern, aber im Gegensatz zu meinen Geschwistern habe ich auch noch eine sehr enge Verbindung zu meiner Verwandtschaft in Kurdistan und auch zu denen, die irgendwie teils im Ausland außerhalb Kurdistans und teils auch im Exil sind. Das heißt sowohl zur politischen als auch zur nicht politischen Sippschaft habe ich relativ engen Kontakt. Viele wissen, dass ich schwul bin und einige wissen es nicht oder wissen es und die Mehrheit spricht aber nicht darüber, nach dem Motto ‚don’t ask don’t tell‘.

Ich muss sagen, dass ich in meiner früheren Kindheit sehr viel Freiheit genossen habe. Das heißt, ich konnte mich z.B. als Mädchen kleiden, wann immer ich wollte, ich habe Bauchtanz-Shows zu Hause und in der Schule gegeben. Meine Mutter hat mir dafür extra Röcke genäht. Das war was ganz Tolles, was Freiheit anging. Als ich mich dann mit 16 geoutet habe, ging alles den Bach runter. Das war für meine Mutter sehr schlimm.

Bei meinem Coming-Out war es übrigens meine Mutter, die ausgesprochen hat, dass ich schwul bin. Ich war noch Schüler damals und bin an dem Tag nicht zur Schule gegangen, weil ich mir vorgenommen hatte, es ihr zu erzählen. Dann habe ich bei einem Mokka gesagt: „Ich muss dir was sagen. Hör mal, ich bin kein Dieb, spiele keine Glücksspiele,

ich mache nichts Schlimmes...“ Und dann hat sie mich angeguckt und meinte so: „Bist du schwul?“. Sie war es, die es ausgesprochen hat. Ich habe es bejaht. Das erste, was sie gesagt hat, war, dass wir zur*m Psycholog*in gehen, das ist allerdings nie passiert. Mein Vater hat es durch meine Mutter erfahren und es abgelehnt. Vor meinem Bruder hatte ich am meisten Angst, weil ich nicht wusste, wie er darauf reagieren würde. Auch andere Familienmitglieder wie meine Tante und mein Schwager haben versucht, auf mich einzureden, schwul sein ginge nicht. Danach hatten wir ein etwas gebrochenes Verhältnis, aber das hat sich im Laufe der Jahre auch gewandelt. Mit meiner Mutter war das ein bisschen schwieriger. Sie hat mir die ersten fünf Jahre die Liebe entzogen, was sehr schmerzhaft war. Ich habe mir nach meinem Coming Out zum Ziel gesetzt, erst mal von zu Hause ausziehen, weil es unerträglich wurde für mich. Meine Mutter hat mich erst überzeugt, noch zu bleiben. Ich hätte ihnen gar keine Chance gegeben, sie bräuchten mehr Zeit. Aber es wurde eher schlimmer. Also habe ich beschlossen, nach dem Abitur ausziehen und so habe ich das dann auch gemacht. Durch den räumlichen Abstand wurde unser Verhältnis auch langsam besser.

Von meinen Eltern lebt nur noch meine Mutter, aber was sozusagen die ‚Anderen‘ betrifft, war das für sie eines der größten Dinge: Immer wieder „was werden die anderen sagen?“ Zu den anderen gehören die Verwandtschaft, Sippschaft und Freund*innen von ihr. Sie hat mir z.B. auch deutlich gemacht, dass ihr das vorgeht, das hat für sie einen sehr hohen Stellenwert. Aber in unserem alltäglichen Leben kommen wir trotzdem gut miteinander

klar. Sie weiß, dass sie bei großen Sachen keine Chance hat, sich mir gegenüber durchzusetzen und hat sich damit auch irgendwie arrangiert, denke ich. Ich glaube schon, dass ihr das große Sorgen und Schmerz bereitet, aber wir haben unsere größten Kämpfe bereits ausgefochten.

Bei meiner Verwandtschaft, die es größtenteils nicht offen anspricht, muss ich mich auch oft rechtfertigen, warum ich nicht verheiratet bin oder nicht vorhabe zu heiraten. Und ich mache bei dem Spiel auch mit, weil ich mir denke, sie könnten es schon mitbekommen, wenn sie wollten. Ich muss das nicht nochmal ansprechen. Das erspart mir auch nochmal mehr Kämpfe, weil ich mir denke, alle sehen das, alle wissen das und kommen trotzdem und rufen an oder wollen angerufen werden und das wertschätze ich sehr. Es ist ihr Weg und ich kann von Leuten, die ganz anders sozialisiert sind, ganz andere Geschichten und Ressourcen mit sich bringen, nicht fordern, auf dem Stand zu sein, auf dem wir vielleicht sind. Und ich versuche die Leute da abzuholen, wo sie sind, was mir nicht immer leichtfällt. Aber ich hinterfrage das immer wieder, frage mich trotzdem immer wieder, ob ich das jetzt explizit erwähnen soll oder nicht.

Meine Schwester war von Anfang an und bis heute immer an meiner Seite. Sie war auf jeden Fall eine Unterstützung für mich. Sie hat mich nicht verurteilt. Das war viel wert. Ansonsten hat sie, glaube ich, viel im Hintergrund gemacht, also z.B. mit dem Vater oder Bruder gesprochen und auf sie eingewirkt. Sie hat dann z.B. auch meine erste längere Beziehung kennengelernt und war einfach jemand, wo ich wusste, sie ist für mich da. Das war gut und

eine Kampffront weniger, die ich hatte. Mit einem Teil meiner Cousinen konnte ich auch reden, das hat mir auch gutgetan. Wo ich noch viel Empowerment und emotionale Unterstützung erfahren habe damals, waren die Anfänge von GLADT e.V. und noch davor in der Community. Das hat mich sehr gestärkt. Es war eine Zeit, wo jede Person für jede Person da war und immer gab es Aktionen. Ein weiteres stärkendes Netzwerk für mich war z.B. ein kurdischer Verein, indem ich aktiv war.

Je nachdem in welchem Raum ich mich befinde, mache ich unterschiedliche Erfahrungen. Wenn ich in einem *weißen* Raum bin, ist z.B. offensichtlich, dass ich nicht *weiß* bin und da gibt es gewisse absichtliche oder unabsichtliche rassistische Erfahrungen automatisch. In einem Hetero-Raum und bei dem nicht bekannt ist, dass ich queer bin, wird mir das auch nicht immer unbedingt angemerkt und ich kann, was das angeht, auch nicht-sichtbar sein. Heißt jetzt nicht unbedingt, dass es von Vorteil ist, aber auf eine gewisse Art in bestimmten Kontexten vielleicht schon. Ich glaube, ich hätte noch härtere Erfahrungen gemacht, wenn mir das zugeschrieben worden wäre.

Mein Wunschtraum wäre, dass es einfach kein Thema mehr ist, sondern selbstverständlich. Und natürlich wäre es auch ein Wunschtraum, dass, wenn ich einen Partner habe, mit meinem Freund hinzugehen und dann nicht nur zu meiner Schwester oder Cousine oder so, sondern offiziell zu meiner Mutter zu gehen und zu sagen: „Das ist mein Lebensabschnittsgefährte“, das wäre schön. Und ich würde mir auch wünschen, in gewissen Kontexten mich nicht so fühlen zu müssen, dass ich

den Macker raushängen lassen muss, weil ich es so gelernt habe. Das ist auch anstrengend. Und es wäre ein Wunsch, dass Menschen - mich inbegriffen-, andere Menschen nicht verurteilen. Eltern ihren Kindern keine Schuld geben und diese auch nicht sich selbst geben. Es darf keinen Liebesentzug geben – das hat mir wirklich sehr wehgetan, weil meine Mutter und ich so eine innige Beziehung hatten. In Communities wie unseren, die im Gegensatz zu westeuropäisch oder vielen *weißen* kollektivistischer sind, ist manches vielleicht schwieriger - bei gleichzeitig vielen vorhandenen guten Seiten dessen. Es ist so ein Balanceakt zwischen dir und deine(n) Bezugsgruppe(n). Und ich denke es ist wichtig, gleichzeitig Grenzen zu ziehen und teils akzeptieren zu können, aber auch die Wertschätzung und das Liebevolle nicht aus dem Blick zu verlieren.

Keskesor



„Es geht für mich um diese sehr starke Bindung, die sich durch Akzeptanz und Liebe so vertieft hat, dass egal was kommt... das Gefühl gibt, man gehört dazu.“

Mein Name ist Keskesor, meine Familie kommt ursprünglich aus dem Osten der Türkei. Ich bin alevitischer Kurde und schwul. Nach meinem Studium habe ich in einem kleinen Projekt angefangen, bei dem ich mich um die Belange von queeren Migrant*innen und Geflüchteten kümmere.

Familie definiere ich für mich eigentlich sehr unterschiedlich. Familie nennen Menschen etwas, was blutsverwandt ist und mit einer Art Verantwortung einhergeht, die auch in Richtung Liebe geht. Sie wird so definiert, dass es um eine sehr starke Bindung geht, quasi unbrechbar ist. Wenn deine Familie dich z.B. ausgrenzt oder deine queere Identität nicht annimmt, ist sie dennoch deine Familie und kann sich dadurch mehr erlauben und über dich bestimmen. Im negativen Fall entwickelt sich eine toxische Bindung und du fühlst dich schlecht, dein Selbstwert leidet daran. Für mich ist Familie etwas, wo ich eine Bindung habe, wo ich mein Selbstwert, meine Identität und meine Persönlichkeit, die so divers ja auch ist, sich nicht im Gefängnis anfühlt, sondern sich so anfühlt, als würde man eine Einheit sein. Es ist etwas, wo man eine Balance, eine Gleichung miteinander hat. Es geht um eine Art Austausch, wo die Bindung nicht nur einen Sinn hat, sondern sich gegenseitig erfüllt und wo man sich gegenseitig auffängt in jeglicher Hinsicht. Es geht für mich um diese sehr starke Bindung, die sich durch Akzeptanz und Liebe so vertieft hat, dass egal was kommt – nicht nur von außen, sondern auch von innen – das zu überstehen und das Gefühl gibt, man gehört dazu. Familie kann sich unabhängig vom Blut, vom Namen und der Herkunft bilden. Es ist ein Gefühl und dann entwickelt sich daraus ein Zustand, den man mit mehreren Menschen teilen kann. Familie

bedeutet alles für mich. Aus diesen Positionierungen her betrachtet ist Familie eigentlich alles und definiert sich, wie bereits gesagt, in verschiedenen Formen: Genossenschaftlichkeit; in der queeren Szene nennen wir uns Geschwister. Familie ist etwas, womit ich über alles mit jeder Situation umgehen kann und nicht alleine auf mich gestellt bin. Und in unseren sehr kollektivistischen Kontexten ist es so: ohne die Familie bist du nichts.

Ich habe mich relativ spät, mit 25 ½ Jahren geoutet, da war die Reaktion relativ ok, bis auf meine Mutter. Sie war natürlich extrem traurig und ist es leider noch bis heute, obwohl ich mit der Zeit immer mehr ansprechen kann. Bei meiner Mutter ist es eher so eine Angst, dass man mir etwas antun kann, ich nicht erreichen kann, was ich will oder ausgegrenzt werde. Sie sagt schon auch, dass es unnatürlich ist, aber bei ihr ist es nicht nur eine Ablehnung, sondern eben auch diese Angst, dass mir etwas passiert. Ich sehe da eine Reaktion aus dem antikurdischen Rassismuskontext, weil es heißt „rede nicht über dich und vor allem alevitisch darfst du nicht sagen“. Das ist das, was ich von meiner Mutter erlebt habe. Aber das wiederum schöne finde ich, dass obwohl sie es nicht versteht, obwohl sie es teilweise ablehnt, obwohl sie Ängste hat, hat sie mich als Sohn weiterhin geliebt und sieht mich auch noch als ihren Sohn. Das ist etwas, was ich unter Familie verstehe. Es ist nicht so wie in vielen individualistischen westlichen Kontexten, wo Leute aus dem Haus rausgeschmissen werden, nur weil sie nicht funktionieren oder nicht mitlaufen, sondern man hat dich gern, auch wenn du nicht passt. Obwohl meine Mutter mich nicht 100%ig akzeptiert und ich mich nicht 100%ig mit meiner queeren Identität wohlfühlen kann, weil

Keskesor

ich das nicht aussprechen und ausleben kann wie ich will, empfinde ich Empathie für sie. Ich versuche sie auch aus ihrem Kontext zu verstehen und eine Verbindung mit ihr aufzubauen. Diesen Wunsch, sich miteinander zu verbinden, obwohl man auseinander steht, ist glaube ich etwas, was ich bei der Familiendefinition mit einbauen würde. Andererseits gibt es eben auch die anderen Familien, wo ich das ausleben kann, was in meiner biologischen nicht geht. Und es ist wichtig zu beachten, dass die sich natürlich nicht gegeneinander ausspielen, dass du mehrere Familien haben kannst und darfst. Für mich ist das Positive, dass sich in meiner biologischen Familie im Prinzip nichts verändert hat. Wir interessieren uns in der Familie auch nicht so sehr, was die ‚Anderen‘ denken. Meine Mutter zwar ein bisschen mehr, aber eher im Kontext von Diskriminierung als kurdische alevitische Person, damit uns bloß niemand etwas Böses will.

Was mir im Kontext intersektionaler Diskriminierung hilft, ist vor allem sich zu organisieren, Verbündete zu schaffen und Peers, um gegen Gewalterfahrungen anzukämpfen. Ich denke es ist wichtig zu verstehen, dass du handlungsfähig sein kannst und diese Handlungsfähigkeit teilen musst. Das heißt, du musst eine Familie kreieren, damit du es angehen kannst. Verschiedene Diskriminierungsformen sind alle miteinander verbunden und wir müssen diese analysieren und verstehen. Dafür muss man nicht akademisch sein.

Was ich mir von Familien wünsche ist, einen Zusammenhalt zu spüren, wenn man z.B. angegriffen wird. Damit geht eine gewisse Bindung einher, die sich nach außen und auch nach innen zeigt und

Keskesor

du das Gefühl bekommst, dass du nicht alleine bist. Dieser typische queere Slogan „du bist nicht allein“ mit deiner Identität sagt eigentlich viel aus: wir sind eins, wir sind auch da, du bist damit nicht einzeln. Ich wünsche mir Empowerment statt Auseinandersetzungen. Dass Menschen auch differenziert innerhalb der Familie aufgefangen werden. Empathie quasi nie vergessen wird trotz dieser ganzen Gewalt und Enttäuschungen, die wir von außen erleben. Man sollte sich miteinander identifizieren, statt sich nur mit sich selbst zu identifizieren. Mein Wunsch wäre an Familien, dass sie gerade in diesen Zeiten noch mehr zusammenhalten. Familie bedeutet Verantwortung, aber diese Verantwortung sollte kein Druck für uns sein. Man muss Familie auch wegen dieser ganzen geschichtlichen Hintergründe, die auch andere Funktionen hatten, neu benennen und neu definieren. Familie ist etwas fluktuierendes, dynamisches, dass sich immer wieder verändert und zu ihrer Zeit angepasst werden muss. Früher war vielleicht ein Punkt, sich um das Feld zu kümmern. Heute ist es Schutz, Liebe und Safer Spaces zu kreieren, vor allem für intersektional diskriminierte Personen. Familie ist für uns alles, weil viele ihre Familien nicht mehr haben, diese Liebe nicht mehr bekommen, diese ganze Geborgenheit nicht mehr fühlen und stattdessen lernen müssen, so steinhart zu werden.

Und aus meiner Vereins- oder Gruppenerfahrung kann ich sagen, dass wir eben dieses Konzept der Familie im LGBT*I*Q-Kontext so umgesetzt haben, dass die Leute sich tatsächlich weniger schlecht gefühlt haben, wenn nicht sogar besser, sodass das auch Menschen vor mentalen Problemen geschützt hat. Sie haben sich aufgefangen gefühlt und konnt-

en sich weiterentwickeln. Sie konnten Seiten von sich entdecken in diesem Safer Space, wo sie nicht gewusst haben, dass das ihr Potenzial überhaupt beinhaltet. Menschen mit intersektionaler Diskriminierungserfahrung haben vor allem mit Selbstwertgefühlen und Wertigkeitskomplexen zu kämpfen. Weil diese Diskriminierungen nicht nur als Individuum, sondern als Kollektiv erfahren werden, können wir es anders kompensieren. Deswegen ist Familie Selbstorganisation.

Keskesor

Keskesor

Ipek

„Sie haben
mir die größte
Liebeserklärung
gemacht, genau so
wie meine Mutter
mir die größte
Liebeserklärung
gemacht hat.“



Ich heiße Ipek Ipekcioglu aka DJ Ipek, bald 49 Jahre alt, arbeite als Künstlerin, produziere Musik und kuratiere Festivals. Allah liebt mich, deswegen bin ich lesbisch. Ich bin Queeraktivistin und habe meine Diplomarbeit zu „Lesbisch und Türkisch! Ein Widerspruch?! – Selbstbild der lesbischen Migrantinnen der zweiten Generation aus der Türkei, die ihren Lebensmittelpunkt in der BDR haben“, geschrieben. Damals, 1995, gab es überhaupt keine Arbeiten und erst recht von niemanden, die*der selbst PoC und türkeistämmig ist. Es waren *weiße* Personen, die über uns geschrieben haben und das wollte ich ändern. 1993 habe ich die allererste lesbische Gruppe „Lesben aus der Türkei“ in Berlin gegründet, die ging bis 1995. Ich habe auch die allererste Lesbengruppe in der Türkei gegründet und auch GLADT e.V. mitgegründet, aber ich arbeite schon länger nicht mehr in diesem Bereich. Die ersten Jahre habe ich als Sozialpädagogin gearbeitet und z.B. in Zusammenarbeit mit der Lesbenberatung „Ayşe ist verliebt in Anja“ herausgegeben, das war damals die allererste türkisch-deutsche Broschüre überhaupt zum Thema Homosexualität in Deutschland.

Familie ist für mich sehr wichtig. Ich habe zum einen natürlich die biologische Familie und dann aber auch meine eigene soziale Wahlfamilie. Beides hat die gleiche Wertigkeit. Für mich war es auch sehr wichtig, dass meine Familie weiß, dass ich eine Lesbe bin. Ich stehe aber auch der Familie bzw. der Institution der Familie kritisch gegenüber.

Ich habe schon im frühen Alter, so mit acht Jahren gemerkt, dass ich lesbisch bin. Mit 16 hatte ich meinen ersten bewussten Kuss. Ich hatte das Küssen

auch mit Jungs ausprobiert, um zu wissen, was das Besondere daran ist. Das ist normal? Das muss ich erst mal probieren, bevor ich das ganz rausnehme. Meine Mutter tickt auch so, dass sie meinte, ich solle erst mal alles ausleben, damit ich weiß, was ich will und was ich nicht will. Ich habe mich tatsächlich das erste Mal bei meinem älteren Bruder geoutet, weil er gemerkt hat, dass ich irgendwie anders bin. Dann haben wir über Liebe geredet und da habe ich ihm erzählt, dass ich nicht auf Männer stehe. Er meinte nur, ich müsse ja nicht alles ausleben. „Warum? Du lebst doch auch alles aus?“ war meine Antwort darauf.

Mit meiner Mutter war es so: meine Mutter hat, als ich 17/18 Jahre alt war, einen Brief in meinem Zimmer entdeckt, dass ich an ein Mädchen geschrieben, aber nie abgeschickt hatte. Ich hatte zu der Zeit auch einen Freund. Sie kam auf mich zu und sagte „Setz dich hin, ich muss mit dir reden“. Ich hatte schon Angst, was jetzt kommt. Dann hat sie mich ausgefragt, ob ich auf Mädchen stehe, wieso ich einen Freund habe, ob ich schon Erfahrungen mit Mädchen habe usw. Und dann kamen Fragen zu den Gründen, wieso ich lesbisch geworden sein könnte. Sie hat die Schuld erst mal bei sich gesucht. Ich habe ihr erklärt, dass es nicht so ist und meine Gefühle beschrieben, wie es ist, verliebt zu sein. Letztendlich hat sie gesagt: „Wenn du dahinterstehen wirst, dann lebe es. Aber wenn du dich schämst und denkst, du kannst nicht dazu stehen, dann lebe es nicht. Ich werde dich nicht besonders behandeln, weil du so bist, wie du bist. Ich werde dich nicht bevorzugen, ich werde dich auch nicht benachteiligen gegenüber anderen Geschwistern. Aber du musst dazu stehen.“ Nachdem das geregelt war, habe ich

Ipek

beschlossen herauszufinden, wer ich bin, wohin ich gehöre, wo ich sein will. Ich fühlte mich nicht zugehörig, da ich ja tatsächlich auch zwischen der Türkei und Deutschland aufgewachsen bin, als Kofferkind. Meine allerersten Bücher zu Homosexualität oder Filme waren türkische. Daher dachte ich, Homosexualität sei etwas türkisches. Ich bin ganz anders aufgewachsen als die meisten Migrant*innen der zweiten und dritten Generation in Deutschland. Ich habe eine ganz andere Bindung zur Türkei.

Nach meinem Coming Out bin ich erst mal nach England, um diese Fragen aus der Distanz für mich zu bearbeiten und habe nach Gruppen und Locations gesucht. Ich habe deutsch-türkische Gruppen für lesbisch-schwule Personen gefunden und mich gefragt, wieso ich das nicht in Deutschland mache. Nach einem Jahr und einigen Erfahrungen reicher bin ich wieder zurück und habe mich auch in meinem Freundeskreis geoutet. 1991 war ich mit meiner Mutter bei meinem allerersten CSD. Dort bin ich auf einige Leute zugegangen und habe sie für meine Gruppe angesprochen, damals gab es keine Handys oder E-Mails. Ich habe Aushänge gemacht und bin z.B. auch zur Gruppe ‚die Schwule Internationale‘ gegangen.

Zu dem Zeitpunkt hatte ich dann auch meine erste feste Freundin. Ich wollte mit ihr in die Türkei zu meinen Großeltern, aber hatte Bedenken, was passiert, wenn sie das erfahren. Meine Mutter hat mich unterstützt und meinte, wenn sie mich rausschmeißen, soll ich mir eben ein Hotelzimmer buchen. Dann dachte ich mir „O.k., wenn das für sie so einfach ist, dann ist es das auch für mich.“. Meine Großeltern hatten wohl auch ihre Vermu-

Ipek

tungen und meine ältere Schwester dazu befragt. Ich hatte angefangen, mich bei jedem einzelnen in meiner Familie zu outen. Als wir ankamen, haben meine Großeltern immer wieder andeutende Sprüche gemacht, dass ich mich schon gefragt habe, was hier los ist. Dann hat mein Großvater mich ausgefragt: was ich mache, was ich studiere und, ob ich mit meinem Auto Jungs oder Mädels abschleppe. Und ich dachte mir nur „O.k., so eine geile Fragestellung braucht eine ehrliche Antwort“. Aber ich hatte auch Angst vor ihm und hab zitternd geantwortet: „Mädels?“. Er meinte er sei ein unwissender Junge, ich solle ihn mal aufklären. Das war 1995. Mein Großvater hat nie eine Universität besucht, hat nie etwas über Homosexualität gelesen. Für ihn war Sexualität immer ein Tabu und auf einmal sagte er „Klär mich auf.“. Ich habe ihm dann die Broschüre „Ayşe ist verliebt in Anja“ in die Hand gedrückt. Meine Freundin und ich waren dann zwei Wochen weg und als wir wiederkamen, hat mein Großvater nochmal das Gespräch mit mir gesucht. Er sagte mir „Das passt weder zu unserer Kultur, noch zu unserer Sprache, noch zu unserer Religion, aber du bist unser Enkelkind und wir lieben dich“. Meine Großmutter hat uns zum Abschied zur Bushaltestelle gebracht und meinte nur: „Ihr seid ja Rucksack-Touristen. Werdet ihr, wenn ihr ein Kind habt, das Kind dann auch draufsetzen und dann rumreisen?“ Die Frau ist über 70 Jahre alt und hat auch nie studiert – so viel zu Erziehung und Akademie. Sie haben mir die größte Liebeserklärung gemacht, genau so wie meine Mutter mir die größte Liebeserklärung gemacht hat. Die Tatsache, dass ich mich, meine Trauer bei Liebeskummer und mein Glück, wenn ich verliebt bin, nicht verstecken musste, dass meine Mutter ein Teil von mir

ist und ich somit auch ein Teil von ihr bin, war mir so wichtig.

Für mich ist Liebe dann, wenn du dein Kind akzeptierst, wie es ist und nicht deine Vorstellung aufdrückst. Meine Großeltern und meine Mutter haben mir das gezeigt mit ihren Reaktionen auf mein Outing. Meine Mutter sagte z.B. auch, nur damit sie glücklich ist, will sie nicht, dass ich jeden Abend vergewaltigt werde. Wenn ich nicht akzeptiere, dass meine Tochter lesbisch ist und ich will, dass sie mit einem Mann heiratet, dann ist das jedes Mal eine Vergewaltigung für sie. Wer trägt die Verantwortung dafür?

Was ich oft erfahren habe ist, dass das Kind sich outet, dann haben sie vier-fünf Jahre keinen Kontakt und wenn sie dann wieder Kontakt haben, sind sie traurig darüber, dass sie so viel mit ihren Kindern verpasst haben. Und ganz ehrlich: jede Familie braucht ein queeres Kind. Ich sage ganz bewusst „Elhamdülillah, ich bin lesbisch oder Allah liebt mich“, weil sich mein Leben dadurch ganz anders entwickelt hat und ich meinen Weg gegangen bin, der nicht von der Gesellschaft vorbestimmt wurde.

Umut



„Destek, sevgi ve koşulsuz ya da koşulsuzluktan öte belki af edici olması, bu benim için aile demek.“

Ben aslında Berlin'e Gezi sonrası geldim. Berlin'e gelişim bir öğretim amaçlı, bir de kuir ve belki sol tandanslı bir birey olarak Türkiye'le ilgili durumundan memnun değildim. Yani bu iki sebeple göç ettim ve hayal ettiğim gibi olmasa da yine de iyi şeyler oldu. Bir sürü kuir network içinde ve sanat camiasında bir sürü insanla tanıştım.

Aileyi kendim için sanırım koşulsuz sevmek, desteklemek ve bunu yapan bir network olarak tanımlayabilirim. Benim için aile bu. Biyolojik ailemle aram çok iyidir, çok sıkıyız. Biyolojik olmayan ailemle daha az sıkıyım ama onların varlığı özellikle burada tek başına göç etmiş biri olarak çok anlamlı, çok değerli. Tabii herkes maalesef iyi ilişkilerde kalamıyor ve bazı kuir figürler „seçilmiş aile önce“ diyorlar ama bende öyle bir şey yok aslında. Ama biliyorum ki bir kuir ve varoluş içindeyken seçilmiş aile belki zamanla daha da önem kazanacak, ben böyle düşünüyorum. Destek, sevgi ve koşulsuz ya da koşulsuzluktan öte belki af edici olması, bu benim için aile demek. Aile hayatımda çok önemli bir rol oynuyor. Onlar olmasa gerçekten kendimi yalnız, zayıf ve sevilmemiş falan hissediyorum. Baya ürkücü oluyor yani.

Elalem ve işte başka insanların ne düşündüğü ya da onlarda nasıl bir izlemin olduğu ailem için maalesef önemli bir rol oynuyor. Yani mesela yaşın geldi, çocuk ya da onların gözünde evlenmedim diye sözler oluyor. Ama çoğu şey de biraz konuşulmadan, yok saymak la geçiyor.

Ben biyolojik aileme tam olarak acık değilim aslında. Non-binary biri olarak açığım fakat cinsel yönelimle ilgili bir şey bilmiyorlar çünkü cinsellik genel olarak

konusulmayan bir şey. Seks ile ilgili şakalar yapılır ama kim kimin nasıl bir cinsellik yaşadığı süper gizemli bir şey. O yüzden ben mesela sevgililerimden falan bahsetmiyorum yıllardır, o yüzden de aslında bakılırsa bir ayrımcılık yaşadığımı düşünmüyorum. Sadece bazen zoruma giden mesela o karşılaştırmadan gelen “şunuda şöyle yap, bunu da böyle yap” yani kusursuz bir hayat yaşamaya yönelik bazı baskılar beniyor. Onun haricinde ayrımcılık yaşadığımı düşünmüyorum aslında. Açık bir destek gösterdiklerini de söyleyemeyeceğim. Bence daha çok hala bir anlama aşamasında ve hala bir yok saymak içindeler. Ben açıldım onlara ama kabul edildi mi yoksa daha çok geçici bir dönem ya da Umut farklıydı her zaman – nasıl bir düşüncedeler onu tam anlayamadım, çünkü annem gelip hala bir çocuk yap, biriyle evlen diyebiliyor bana. Dönem dönem oluyor böyle, anlamamış gibi davranıyor bazen. Sonra ben ona tekrar hatırlatmak zorunda kalıyorum.

Seçilmiş ailem dışında beni kuir deneyimlerim de güçlendiren ya da destek olan mesela bazı kuirfriendly mekanlar var tabii, onlar çok iyi hissettiriyor. Böyle çok “evet, buraya aitim” dediğim mekanlar ya da etkinlikler diyebilirim. Hem seçilmiş ailem hem politik etkinlikler ve mekanlar da kendimi güçlenmiş hissediyorum, buraya aitim diyebiliyorum.

Her türlü varoluş dünya ya ait. Hiçbiri doğru ya da yanlış değil, sadece birer varyasyon ve bence insanların kendilerini bulması için biraz özgür bırakılmaları gerekiyor. Baskılar zaten hep ters tepen şeyler, o yüzden bir çocuğu veya genel olarak birini sevmenin sevmemenin bir sebebi olmamalı. Bir var oluştukça bir özellik ya da bir farklılık daha çok bence ilgi ihtiyacı yaratan bir şey farklı ya da norm dışı olmak.

Umut

Kendi rahatsız olduğum konu aslında bu açılmamam mevzu. Mesela güvenli bir alanda sevgi dolu bir soru olarak yönlendirilseydi bana, daha kolay olurdu. Burada cinsiyet kimlik de tabii farklı cinsel yönelimden ama mesela merak edilmek isterdim “sevgilin kim?”. Bundan hiç bahsetmiyorum olmak baya üzücü aslında çünkü çok yakınında bir insan var ve yakın hissettiğin diğerlerine buna bahsedemiyor olmak üzücü. Ya da başka bir örnek, sevgilinle kavga ettiğinde bunu annemle paylaşamıyor olmak zor. Belki burada doğmakla ya da “batı” daha bireyselleşmiş bir kültüre sahip olduğundan mı bilmiyorum ama, bazı insanlar mesela direk “bu benim hakkım zaten, onlar anlayacak” düşüncesinde. Ben de ailemin anlayacağını düşünüyorum ama açılmıyorum yine de. Bunun için mesela daha çok duygusal ilişkilerin nasıl gittiğini ailenin sorabileceği ihtimali olmasını ve daha çok check-in yapılmasını isterdim. Bu aslında ayrımcılık olabilir gerçekten, ailene paylaşamıyor olmak çünkü sonuçta her zaman yaşta büyük, daha deneyimli insanların, gençlere deneyimini aktarması gerekir genel olarak ki genç insanlar daha kolay üstesinden gelebilsin. Genel olarak dünyanın düzeni böyleyken orda bir interakasyon kesiliyor sanki. Her şey sıfırdan daha çok öğrenmek zorunda kalıyor kuir bireyler. Zaten kuir bir varoluşun da aile ya da örneğin annemin benim sevgiliyle olan ilişkisini anlaması da zor, çünkü onun normal de bildiğinden farklı dinamikler var bende. O yüzden kesinlikle belki de seçilmiş aile, belki de kuir aileler bizden daha deneyimli kuir bireylerle daha fazla etkileşim de olması güçlendirici olabilir aslında. Böyle bir deneyim geçişi sağlayabilecek bir ortam. Jenerasyonlar arası bir bilgi aktarımı bence önemli olabilir.

Umut

Jiyan



Ich habe gelernt,
sie nicht ändern zu
können und das will
ich auch gar nicht. Ich
will nur, dass wir uns
aneinander annähern.

Ich bin das Kind einer Gastarbeiterin-Mutter und eines geflüchteten Vaters. Meine Eltern sind beide kurdisch und stammen aus der Türkei. Ich bin relativ politisch aufgewachsen. Meine Mutter ist mit 12 Jahren hierhergekommen und hat meinen Vater im Urlaub kennengelernt. Eigentlich wollten sie in der Türkei heiraten und auch dort bleiben, aber dann musste mein Vater fliehen. Also ist erst meine Mutter zurück nach Deutschland und anschließend mein Vater mit Anfang/Mitte 30. Mein Vater hat eine ganz andere Beziehung zu Deutschland als meine Mutter. Seine ist viel positiver als die von meiner Mutter und deswegen bin ich auch ein wenig zwiegespalten. Mein Vater wurde wahrscheinlich auch anders aufgenommen, weil er später kam und voll die Möglichkeiten hatte. Meine Mutter hatte das nicht, dadurch entwickelte sich eine andere Beziehung und ich bin sozusagen das Produkt. Ich finde es aber auch spannend zwei so unterschiedliche Perspektiven zu haben. Zum Beispiel war auch die Idee von meinem Vater, dass ich einen Namen bekomme, der auf Deutsch funktioniert, was gar nicht in dem Interesse meiner Mutter gewesen ist.

Familie ist für mich auf jeden Fall ein sehr großes Ding. Ich habe leider keine Geschwister, was ein bisschen schade ist, deswegen habe ich jetzt nicht so einen Familienbezug bis auf meine Cousinen und Cousins in meinem Alter. Zu meinen Eltern habe ich eine sehr starke Bindung und für mich ist es immer ein Zwischending aus, sie glücklich machen und mich trotzdem nicht komplett verstecken zu müssen. Ich würde nicht sagen, dass ich noch so etwas wie eine Wahlfamilie habe, z.B. aus dem queeren Freundeskreis. Klar zähle ich meine Freund*innen auch irgendwie dazu. Aber wenn ich

an die Zukunft denke, dann denke ich vor allem an meine Eltern und daran, wie ich ihnen das Leben erleichtern kann und nicht wie ich mit Freund*innen in einem großen Haus wohne und wir alle Kinder erziehen oder so.

Jetzt mit räumlichem Abstand ist die Beziehung zu meinen Eltern auch besser. Früher gab es da auf jeden Fall noch mehr Druck, vor allem auch wegen meiner Situation, was nach der Uni passiert. Der Druck, sie stolz machen zu müssen, ist da. Das nervt und belastet mich. Aber wenn ich dann von außen darauf schaue und mir denke, was sie alles durchmachen mussten, beschäftigt mich das schon. Ich habe gelernt, sie nicht ändern zu können und das will ich auch gar nicht. Ich will nur, dass wir uns aneinander annähern. Das war vor paar Jahren sehr schwer. Es ist jetzt besser geworden, ich versuche, sie so zu akzeptieren. Ich merke auch, dass sie mich so akzeptieren wollen, wie ich bin. In meiner Kindheit und Jugend hatten wir zum Teil ein sehr gutes Verhältnis und ich hatte viele Freiheiten, deswegen habe ich jetzt keine negativen Gefühle auf meine Eltern. Ich verstehe aber, wenn das bei anderen anders ist und ich verstehe auch, warum ich jetzt so cool mit denen bin oder versuche, unsere Beziehung cool hinzubekommen, weil ich unser Verhältnis sehr wertschätze.

Die ‚Anderen‘ haben bei uns glücklicherweise gar keine Rolle gespielt. Eher in dem Kontext Schule oder Uni. Das wurde zwar nicht offen zugegeben, dass es auch um andere Leute ging, aber das spürte ich schon.

Diskriminierungserfahrungen im Kontext von Fam-

Jiyan

Jiyan

ilie habe ich sehr lange von Cousins und Cousins in Form von Beleidigungen erfahren. Und meine Mutter wollte mir z.B. immer Sachen anziehen, auf die ich gar keinen Bock hatte. Es war eher unterschwellig und hat dann irgendwann aufgehört. Wahrscheinlich hat sie gemerkt, dass es nichts ändert. Und sonst gibt es eben auch immer noch ein bisschen Druck in Bezug auf wen ich kennenlernen. Hin und wieder musste ich diesbezüglich schon auch lügen. Aber das würde ich nicht als Diskriminierung bezeichnen, sondern eher als deren Unwissenheit benennen. Meine Eltern wissen nicht, dass ich queer bin, was ich auch in Ordnung finde. Bis jetzt hat es sich noch nicht ergeben. Vielleicht kann es passieren, wenn es sich mal lohnt oder es jemanden gibt, muss aber nicht sein. Natürlich erfahre ich von meinen Eltern auch teilweise Akzeptanz, aber ich würde jetzt auch keine Extra-Wurst dafür kriegen, wenn ich mich bei ihnen outen würde. Ich denke, nach dem ersten Schock, würden sie o.k. reagieren. Den Kontakt würden sie nicht abbrechen. Das ist ja oft so und das tut mir auch immer sehr leid. Nein, ich glaube nicht, dass sie das tun würden.

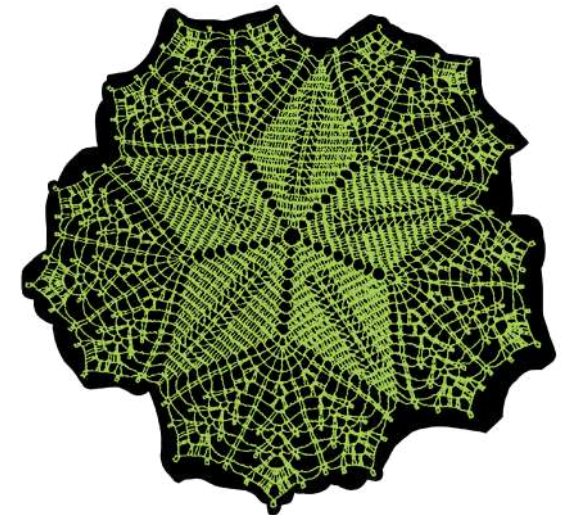
Ich weiß nicht, inwiefern ich Diskriminierungsüberschneidungen sehe, denn im Gegensatz zu Rassismus sieht mir niemand an, dass ich queer bin. Es gibt natürlich Leute, aber ich bin relativ cis-passing. Was ich beobachte ist z.B. im Arbeitskontext, dass es oft darum geht, die Crewliste damit zu schmücken, dass sie divers und queer ist. Am Ende bekomme ich diesen Job, habe aber keine Entscheidungsmacht. Das nervt mich sehr, dass ich für Sachen angefragt werde, weil sie ein diverses queeres Team suchen und nicht, weil meine Arbeit

geschätzt wird. Migrantische und queere Perspektiven werden nachgefragt und wenn man dazu etwas beitragen möchte, wird deine Meinung abgeschrieben und gar nicht verhandelt und dieser *weiße* Blick bleibt. Da frage ich mich schon, was meine Aufgabe ist.

Was mir in solchen Situationen hilft, sind vor allem Freund*innen, die dieselbe Erfahrung machen und mit denen ich mich austauschen kann. Ansonsten versuche ich mich nicht zu sehr damit zu beschäftigen und versuche z.B. nicht alles von mir da rein zugeben. Diese Energie stecke ich in andere Projekte, die mir mehr Spaß machen und was bedeuten.

Was ich mir in erster Linie von Familien wünschen würde ist, dass wenn sie Kinder kriegen, sich bewusst machen, dass es eine Möglichkeit ist, die passieren kann und auch nicht so klein ist. Und was ich auch cool fände ist, wenn man queeren Familienmitgliedern bzw. allgemein Familienmitgliedern die Möglichkeit bietet, sich geschlechtsunabhängig zu entwickeln und wenn ein kleines Kind eine Tasche möchte nicht zu sagen, das sei z.B. nur etwas für Mädchen. Und überhaupt wäre es natürlich wünschenswert, dass es ‚normaler‘ ist. Mir ist auch wichtig zu sagen, dass man natürlich nicht sagen kann, alle migrantischen Familien seien irgendwie so und so. Und ich hab auch überlegt, ob ich mich überhaupt für das Interview melden soll, weil es bei mir nicht so problematisch ist, aber dann dachte ich mir: diese Realitäten gibt's natürlich auch und ich bin vielleicht kein perfektes Beispiel aber ich habe es leichter als einige meiner Freund*innen und finde es wichtig, auch diese verschiedenen Perspektiven abzubilden.

Jiyan



Eda



„Was ich mir von meiner Familie wünsche ist, dass sie in erster Linie die Liebe, die ich für sie und die Liebe, die sie für mich haben, dass sie das nicht vergessen.“

Mein Name ist Eda und ich bin 29 Jahre alt. Ich bin in Berlin geboren und aufgewachsen, hab Sozialwissenschaften studiert und arbeite gerade im Antidiskriminierungsbereich. Wir sind eine kleine, dreiköpfige Familie, das heißt ich bin Einzelkind. Ich hatte eine sehr angenehme Kindheit, keine großen Konflikte und zum Glück auch keine Traumata. Ich bin in Kreuzberg auf eine türkisch-deutsche Schule gegangen, weil meine Eltern Wert daraufgelegt haben, dass ich zweisprachig aufwachse. Meine Eltern sind als politische Geflüchtete aus der Türkei nach Deutschland geflohen; erst mein Vater, dann meine Mutter. Sie hat vorher zwei Jahre in Griechenland gelebt und musste die ersten zwei Jahre hier auch illegalisiert leben. Ich weiß von ihrer Perspektive, dass es eine sehr anstrengende Zeit für sie war, nochmal anzukommen und von null unter erschwerten Bedingungen anzufangen. Für meinen Vater war es auch sehr hart, er hat immer irgendwie in prekären Verhältnissen gearbeitet. Sie sind mit sehr vielen Idealen hergekommen und hier war es dann sehr schwierig für sie. Sie konnten auch erst mal das, wofür sie in der Türkei gekämpft haben, nicht fortführen. Sie haben versucht, hier auch politisch aktiv zu sein, aber das hat neben den ganzen existenziellen Sorgen darunter gelitten.

Wir kommen zwar aus der Türkei, identifizieren uns aber nicht nationalistisch als Türk*innen. In meiner Familie sprechen wir Zazaki, das wäre unsere Muttersprache, aber die Sprache wird nur noch von meiner Oma und von meinem Vater gesprochen. Meine Mutter hat sie gar nicht gelernt. Und dazu kommt noch, dass wir Alevit*innen sind und ich mit dieser Philosophie geprägt worden bin, die ich auch sehr schön finde. Sie sind mit diesen Ide-

alen hierher und so haben sie mich auch erzogen. Für sie war es immer sehr wichtig, dass ich ein politischer und systemkritischer Mensch bin. Da ist aber auch der Widerspruch, weil sie einerseits sehr offen, kritisch und politisch engagiert sind und gleichzeitig auch, wahrscheinlich aus ihrer Zeit und ihrem Hintergrund, sich schwer tun mit dem Thema Queerness. Da haben sie nicht so viele Erfahrungen würde ich sagen und vielleicht ist da immer noch ein wenig die Angst vor sozialer Ächtung. Ich hatte ein Gespräch mit meiner Mutter, bei dem ich ihr gesagt habe, dass ich queer bin und nicht das Leben leben möchte, das sie für mich vorsieht. Ich hatte schon das Gefühl, dass ich es nicht so offen mit ihr besprechen kann und das hat sich dann auch bestätigt. Ich wusste zwar, dass meine Eltern mich lieben und ich mit denen eigentlich über alles reden kann, aber wenn es um das Thema Queer-Sein geht, dann ist es doch nicht so klar. Ich war anfangs selbst nicht so sicher und als ich mich dann aber in meiner Identität gefunden habe und mich sicher gefühlt habe, habe ich versucht mit meiner Mutter zu reden und sie hat es abgelehnt und nicht so cool reagiert, wie ich es mir gewünscht hätte. Gerade weil sie ja normalerweise voll offen und systemkritisch sind, habe ich das nicht nachvollziehen können. Es hat mich sehr verletzt. Ich würde das schon auch als Diskriminierungserfahrung benennen wollen, weil sie gerade bei diesem Thema im Gegensatz zu anderen Themen so übergriffig ist.

Zum Beispiel wünscht sie sich für ihre Tochter so ein Leben nicht oder nimmt mich nicht ernst – das ist abwertend. Ich hätte von ihr erwartet, dass sie das so annimmt, auch wenn es schwer für sie ist. Das hätte sie sagen können, ohne das zu ignorier-

Eda

en, verneinen oder kompliziert zu machen. Ich habe das Gespräch dann schnell abgebrochen. Jetzt schweigen wir darüber, was auch nicht wirklich ein schönes Gefühl ist. Auch wenn ich versuche es zu verdrängen, ist es trotzdem die ganze Zeit im Raum und führt zu Spannungen. Aber ich versuche mich jetzt zu verselbstständigen und auch räumlichen Abstand zu bekommen. Das wird die Beziehung zwischen uns vielleicht erleichtern. Sobald ich raus bin aus dem Verhältnis möchte ich eine schönere Beziehung mit ihr aufbauen und kein Doppelleben mehr führen, worauf ich überhaupt keine Lust habe. Ich weiß aber auch, dass es ein Prozess ist und habe über Freund*innen mitbekommen, dass sie sich sehr Gedanken darüber macht, es ihr leidtut und sie schon auch möchte, dass ich mich so entfalten kann, wie ich möchte. Sie versteht das selbst nicht, wieso sie so reagiert und ich respektiere das auch, dass sie gerade in diesem Prozess ist.

Meinem Vater gegenüber bin ich nicht geoutet. Ich habe ein sehr gutes Verhältnis zu meinem Vater und möchte es ihm auch auf jeden Fall sagen. Ich könnte mir auch vorstellen, dass er vielleicht cooler reagiert, allerdings weiß ich auch, dass er sich sehr an der Meinung von meiner Mutter orientiert. Meine Mutter ist die Chefin zu Hause. Deshalb wollte ich es zuerst mit meiner Mutter klären, danach kann ich es auch mit meinem Vater besprechen. Ich habe aber auch Personen in der Familie, wie z.B. Cousinen, mit denen ich über mein Queer-Sein reden kann, die mich total unterstützen und bei denen ich weiß, dass sie hinter mir stehen und im Ernstfall auch mit meinen Eltern reden würden.

Die ‚Anderen‘ spielen schon eine ziemlich große

Eda

Rolle, was ich nicht erwartet hätte, weil sie ja sonst so politische Menschen sind. Und durch die Flucht wissen sie eigentlich auch, was es heißt, in einer Ohnmachtsposition zu sein und marginalisiert zu werden. Die Reaktion bzw. das Denken von „Was sagen die anderen?“ finde ich absolut unverstündlich.

Ich habe zum Glück meine Netzwerke und Freund*innen, auch in der queeren Community of Color, von denen ich viel Unterstützung bekomme. Ich habe auch viele Freund*innen, die ähnliche Erfahrungen oder vielleicht sogar noch schlimmere Erfahrungen mit ihrer Familie zum Thema Queer-Sein gemacht haben oder machen. Daher denke ich, dass gerade die Menschen um mich herum, die mich unterstützen, mir auch sehr viel Kraft gegeben haben, mich selbst zu finden, meine Gedanken zu ordnen und zu schauen, was ich fühle. Ich wusste am Anfang gar nicht, wie ich damit umgehen soll. Im Austausch mit ihnen habe ich von ihren Auseinandersetzungen und Strategien erfahren und viele Tipps bekommen, wo ich meine Grenzen setzen darf z.B., weil ich mich am Anfang unsicher gefühlt habe und meine Familie nicht verletzen wollte. Gleichzeitig bin ich aber auch ihre Familie, bin verletzt und wollte da mehr Verständnis, Zuspruch und Liebe bekommen von meinen Eltern.

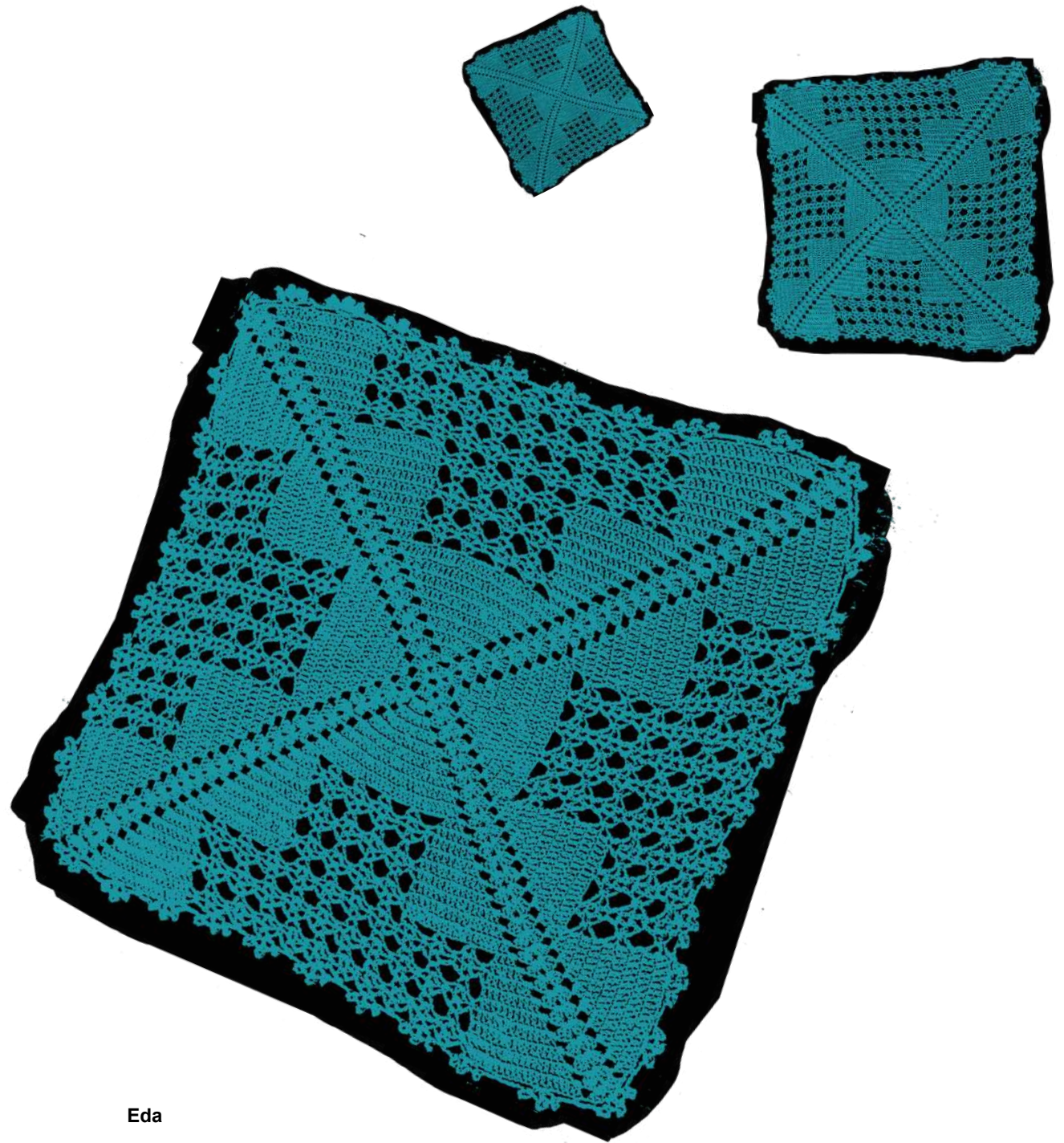
Der Begriff Familie ist für mich nicht so biologisch, wie es in meiner Erzählung vielleicht klingt, weil ich hauptsächlich über meine Eltern rede. Aber meine Partnerin und viele meiner Freund*innen zähle ich auch als Familie. Ich mache da keinen großen Unterschied. Familie bedeutet für mich, dass ich so sein kann wie ich bin, was ich ja auch gehofft hatte,

in meiner biologischen Familie sein zu dürfen. Familie heißt auch Vertrauen zu haben, frei zu sein und bedingungslose Liebe, die erfahre ich zum Glück von meiner Partnerin und von vielen Freund*innen. Sie unterstützen mich in vielen Sachen und hören mir zu, sind für mich da und schenken mir ihre Zeit, Liebe und Aufmerksamkeit, so wie ich ihnen auch meine Zeit und Aufmerksamkeit schenke. Familie spielt für mich eine große Rolle, ich lege sehr viel Wert auf menschliche Beziehungen.

Was ich mir von meiner Familie wünsche ist, dass sie in erster Linie die Liebe, die ich für sie und die Liebe, die sie für mich haben, dass sie das nicht vergessen. Ich wünsche mir, dass sie in ihrem Prozess genug Empathie und Überzeugung haben werden. Es ist ja eine Überzeugungssache. Wenn du selbst nicht queer bist, kannst du es vielleicht nicht verstehen, aber einfach zu respektieren, dass das eine Identität ist und das Thema auch gar nicht zur Debatte stehen kann und darf. Ein weiterer Wunsch wäre, dass sie diese Gedanken von „Was denken die anderen“ loswerden und zu sich kommen oder auch zu mir kommen und sehen, dass ich noch immer der gleiche Mensch bin, den sie erzo-gen haben.

Was mir außerdem noch wichtig ist zu sagen: jede Geschichte zum Thema Queer-Sein in der türkisch-kurdischen Community ist sehr unterschiedlich und ich glaube, dass es in dem Punkt noch sehr wenig Wissen gibt, weil es ein Tabuthema ist - auch in der Community. Ich wünsche mir, dass mehr Personen ihre Identität finden und diese ausleben dürfen und können. Ich denke das würde uns allen helfen, Gewalterfahrungen und Enttäuschungen

vorzubeugen. Es gab schon immer queere Menschen und wird es auch immer geben. Und für alle Eltern sollte es wichtig sein, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen, um das Kind auch zu fördern und unterstützen, falls es eine queere Identität hat, statt es zu unterdrücken.



Eda

Barış



„Die schönste Erfahrung habe ich mit meiner Großmutter gemacht und sie dadurch auch nochmal voll wertgeschätzt dafür“

Mein Name ist Barış, ich bin 29 Jahre alt und wohne seit knapp 10 Jahren in Berlin. Ich bin für mein Bachelorstudium hergekommen und dann zum Master geblieben, was ich gerade noch fertig mache. Aufgewachsen bin ich in Süddeutschland. Mein Vater ist türkisch, meine Mutter deutsch. Ich habe eine Schwester. Familie habe ich zudem noch in der Türkei und in Deutschland.

Ich verwende die gängige Definition von Familie, den biologischen Familienbegriff. Ich habe, wenn auch nicht viel, Kontakt zu meiner biologischen Familie. Aber die Menschen, die mir im täglichen Leben viel näher sind, gehören nicht zu meiner biologischen Familie. Diese Menschen sind meine WG, meine Mitbewohnis. Das ist ein enges, familienähnliches Verhältnis. Wenn ich darüber nachdenke, dann sind sie eigentlich meine Bezugsgruppe, was wahrscheinlich auch als Familie durchgehen könnte. Ich würde zwar nicht den Begriff Familie verwenden, aber ich denke sie erfüllen das, was Familie erfüllen sollte. Ich glaube, meine Wunschvorstellung von Familie ist eine Gemeinschaft, die dir Geborgenheit gibt und auf die du dich verlassen kannst; wo du weißt, die stehen zu dir, sie bieten dir Stabilität und eine Konstante. Selbstverständlich gehören auch Zuneigung und Liebe, wie auch immer man das benennen mag, dazu. Wenn ich über Familie spreche, dann meine ich meine biologische Familie und diese spielt in meinem Alltag keine primäre Rolle. Dennoch merke ich immer wieder, bewusst oder unbewusst ist meine Familie präsent. Ich denke an meine Schwester oder meine Eltern. Wir haben wenig Kontakt. Vielleicht sind sie daher so präsent.

Ich habe mich vor meinen Eltern gleichzeitig geou-

tet. Mein Vater hat es sehr schlecht aufgenommen und ständig argumentiert, dass es negative Auswirkungen auf mich haben könnte: ich dadurch Probleme im Job hätte, in falsche Kreise kommen würde, mein Leben absolut ruinieren würde. Bis heute weiß ich nicht, wie er dazu steht - wir reden nicht mehr darüber. Bisher haben wir uns immer gestritten, wenn es zur Sprache kam, weil er auf seine Meinung besteht und versucht mich zu überreden, nicht schwul zu sein - als ob das eine Entscheidung wäre. Mein Schwul-Sein bzw. meine Queerness hat ihn stark belastet. Immer war das verbunden damit, was die ‚Anderen‘ dazu sagen könnten. Wir hatten zu Hause unausgesprochene Regeln, wie wir uns z.B. verhalten sollten, wenn wir Besuch hatten, um bloß kein ungutes Bild abzugeben. „Was denken die Anderen?“ - diese Frage zog sich durch alle Gespräche, in denen es um mein Outing ging. Ansonsten kann ich von keinen Diskriminierungserfahrungen innerhalb der Familie erzählen.

Die schönste Erfahrung habe ich mit meiner Großmutter gemacht. Als ich mich vor ihr geoutet habe, meinte sie einfach nur, sie könne das verstehen, sie möge ja Männer auch und wenn ich mal einen Freund habe, dann soll ich ihn mit nach Hause bringen und ihn ihr vorstellen. Es war irgendwie so eine entspannte und herzliche Reaktion, die ich sonst so nicht erfahren hatte. Dadurch habe ich sie auch nochmal voll wertgeschätzt dafür. Obwohl es für meine Mutter und Schwester auch in Ordnung war, war das Gespräch nicht so entspannt wie mit meiner Großmutter.

Was mir hilft, negative Erfahrungen zu verarbeiten, sind vor allem enge Freund*innen, mit denen ich

darüber spreche. Ich habe z.B. einen deutsch-türkischen Freund, der auch schwul ist. Mit dem tausche ich mich viel aus, nicht nur was Familie betrifft. Ich möchte gerne eine Therapie machen, um noch mal anders, begleitet in die Verarbeitung der Verletzungen zu gehen. Es ist nicht so einfach, eine passende Person dafür zu finden.

Dass ich in Deutschland von Rassismus und von Diskriminierung wegen meiner Queerness betroffen bin, habe ich mein Leben lang gespürt, ohne dass ich mich geoutet hätte. Ich denke, dass diese Erfahrungen mich sehr viel empathischer gemacht haben im Umgang mit anderen diskriminierten, marginalisierten Gruppen und Individuen.

Mein Wunsch an Familien ist, dem queeren Familienmitglied zu zeigen, dass es aufgehoben ist und bedingungslos geliebt wird. Ich wünsche mir die Bereitschaft und Offenheit, sich mit Queerness auseinanderzusetzen, um dieses Familienmitglied, aber auch den eigenen Prozess besser zu verstehen. Dazu gehört der Austausch mit anderen Elternteilen, Bezugspersonen. Es geht um Sensibilisierung, aber auch darum, dass die Familie in dem Prozess nicht alleine ist. Angehörigengruppen fände ich sehr gut. Vielleicht hätte mein Vater somit einen anderen Umgang mit mir. Wer weiß?

Kiwi

„Mir hilft es zu wissen, dass ich ein Vorbild sein könnte... das Kraft weitergibt und vielleicht sogar das Leben von anderen jungen migrantischen Queers etwas erleichtert.“



Ich bin 28 Jahre alt, Aktivist*in und Student*in. Ich habe selbst Fluchterfahrung, bin demnach auch im ersten Migrationsgrad hier und komme aus Südkurdistan. Ich wurde dort geboren und bin als Kind nach Deutschland geflüchtet. Ich positioniere mich als queere, kurdische, jezidische Person und bin nicht binär.

Familie ist für mich Community. Familie sollte im Idealfall eine Gemeinschaft mit ähnlichen Werten und Normen oder keinen Normen sein. Menschen sollten sich unterstützen, wertschätzen und einander sehen und begleiten. Zu meiner Familie zählt auf jeden Fall meine Schwester und meine zwei Neffen aus biologischer Sicht. Meine Schwester kennt meine queere Identität und ist sehr unterstützend. Ansonsten habe ich meine queere Wahlfamilie, das heißt befreundete Personen, die für mich meine Familie, meine Community sind. Das sind Menschen, mit denen ich mein Leben und meine Emotionen teile, bei denen ich Rat suche. Menschen, die mich kennen, die mich verstehen und die wissen, wie ich bin. Sie haben für mich oft auch die Funktion als Navigationssystem, wenn ich mal die Sicht verloren habe. Und gleichzeitig sind es Menschen, mit denen ich die größte Freude empfinde und mich selbst am stärksten fühle.

Für meine biologische Familie waren die ‚Anderen‘ immer ein sehr großes Thema. Mir wurde bei der Geburt das weibliche Geschlecht zugewiesen und ich wurde weiblich sozialisiert. Demnach ist der Druck und die Erwartungshaltung, in eine gewisse Schublade zu passen, als Frau in der kurdischen, migrantischen Community sehr hoch. Daher war es immer absolut wichtig, welches Bild die Men-

schen von außen auf dich haben. Es ging nicht um Werte oder Umgang. Es ging darum, welches Image gepflegt wird, um eine starke Objektivierung von weiblich gelesenen Körpern, sei es wie du dich kleidest oder wie du sprichst. Es war eigentlich egal, was du machst oder was du nicht machst. Irgendwas an deinem Verhalten, deiner Kleidung oder sonstiges hat nie gepasst. Diese Objektivierung wurde als Waffe gegen Frauen und junge Mädchen verwendet. Deswegen war es auf jeden Fall zentral, dieses Schamgefühl „einzupflanzen“. Eine große Schuld und Verantwortung wurden übertragen, verantwortlich zu sein für alles, was in dieser Welt geschieht. Das war ein großes Thema. Ich glaube generell bei jungen, migrantischen Menschen, aber vor allem bei weiblich sozialisierten Menschen ist das ein sehr großes Thema: die eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen und sich abzugrenzen.

Ich wusste schon relativ früh, dass ich nicht heterosexuell bin. Aber in der Community, in der ich aufgewachsen bin, gab es keine Möglichkeit, sich selbst zu entfalten. Das Hetero-Sein war vorgeschrieben und das cis-Sein sowieso. Es gab Queerfeindlichkeit. Ich meine, es gab ja schon vor mir Menschen, die auch queer waren oder sind, aber diese Personen wurden einfach negiert und komplett aus der Community ausgeschlossen. Ein weiterer Punkt war, dass z.B. die Sprache dafür gefehlt hat. Ich weiß jetzt, dass es Wörter für queere Identitäten gibt, aber das hat mir damals gefehlt. Meine Mutter sagte nur, dass es dafür keine Wörter gäbe. Mit ungefähr 11 Jahren habe ich z.B. Wörter für Menschen erfunden, die homosexuell sind. Das ist für mich aus meiner jetzigen Perspektive ein ganz klares Signal dafür, wie groß meine

Kiwi

Not auf der Suche nach Identität war und diese für alle jungen Menschen ist. Es gibt viele junge migrantische Menschen, die sehr darunter leiden und sich aus diesem Grund auch von der eigenen Community entfernen. Sie können diese Form der Gewalt nicht mehr aushalten. Ich habe schon relativ früh gemerkt, dass ich nicht die Vorstellungen meiner Eltern teile, dass diese Vorstellungen mich daran hindern werden, meinen Weg zu gehen und ich selbst zu sein. Deshalb habe ich mich dazu entschlossen, auszuziehen. Ich habe mich alleine durch das Leben geschlagen und bin noch immer dabei, meinen Weg zu finden.

Meine Wahlfamilie und vor allem meine queere Wahlfamilie hat mich auf meinem Weg sehr unterstützt und hilft mir in Bezug auf Selbstakzeptanz, Wertschätzung und Liebe. Unsere Gemeinsamkeiten sind die Basis dafür. Mein Leben ist tatsächlich freier ohne meine Familie. Ich bin sehr dankbar für diese Freiheit. Ich bin zwar in vielen Positionen deprivilegiert und habe jetzt keine besondere Machtposition, aber trotzdem habe ich auch Privilegien gegenüber anderen migrantischen Menschen, die z.B. psychisch zu kämpfen haben oder nicht die Ressourcen haben, auszubrechen. Was mir noch hilft, ist der Zugang zu ganz viel Wissen, was das Thema Queerness angeht und dass ich mich mit anderen Menschen unabhängig meiner Wahlfamilie vernetzen kann. Mein Aktivismus gibt mir wahnsinnig viel, weil ich dann ein wenig das Gefühl oder die Gewissheit habe, dass je mehr queere migrantische Menschen in die Öffentlichkeit gehen und Forderungen stellen, desto mehr Sichtbarkeit gibt es. Das kann und wird andere junge migrantische Queers erreichen. Ich hätte diese Vorbilder gebraucht. Wir

Kiwi

alle hätten Vorbilder viel stärker gebraucht, allein der Orientierung und des Empowerments wegen. Mir hilft es zu wissen, dass ich ein Vorbild sein könnte. Ein Vorbild, dass Kraft weitergibt und vielleicht sogar das Leben von anderen jungen migrantischen Queers etwas erleichtert.

Es gibt Unterschiede bei Diskriminierungen, die du erlebst aufgrund von Rassismuserfahrungen und als queere Person. Von Rassismus betroffene Personen sind sichtbarer und werden von außen als „Andere“ markiert, deswegen sollte Rassismuserfahrung für sich stehen. Die Queerness eines Menschen wird dir nicht immer und unbedingt angesehen. Als queere Person kannst du vielleicht hetero durchgehen und vermeidest dadurch im Besten Fall Queerfeindlichkeit. Dennoch, Rassismus und Diskriminierungen führen zu gesundheitlichen Langzeitschäden in jeglicher Hinsicht. Die Psyche, der Körper - alles ist betroffen und leidet darunter.

Was ich als Unterstützung sehe, ist z.B. meine Schwester, die sich mit queeren Themen auseinandersetzt, ohne dass ich irgendwas dazu sage, sie dazu auffordere und das finde ich sehr schön. Ich sehe z.B. auch auf sozialen Medien, dass sie sich mit queeren Kämpfen solidarisiert. Das bedeutet mir sehr viel. Was mir noch sehr geholfen hat, ist, dass Geschwister von mir, die schon länger in queeren Räumen sind, mich mehr in diese mitgenommen und mich empower haben. Das war enorm wichtig für mich: einen Raum zu haben, wo ich bestärkt werde; wo ich einfach ich sein darf. Bei meinen nicht queeren Freund*innen nehme ich die Bereitschaft wahr, verstehen zu wollen und sich auseinander zu setzen. Dadurch fühle mich ernst genom-

men und wertgeschätzt.

Meine Wünsche an meine Familie wären, erst mal nur zuzuhören. Wir haben alle einen unterschiedlichen Hintergrund. Meine Eltern wurden strenger sozialisiert, zu einer anderen Zeit und unter anderen Umständen, mit mehr Gewalterfahrungen bezüglich ihrer ethnischen Identität. Sie sind in Strukturen der Unterdrückung hinein geboren worden. Mir ist es wichtig, Gewalt nicht zu reproduzieren. Deswegen wünsche ich mir, dass Menschen sich mit Identitäten beschäftigen, weil Sexualität und Identität nichts ist, was wir uns aussuchen. Ein weiterer Wunsch an die Familien ist, dass dieser Druck und diese Erwartungshaltung gegenüber den Kindern, einem bestimmten gesellschaftlich anerkannten Bild zu entsprechen, abgebaut wird; dass Kinder wirklich geliebt und unterstützt werden, bedingungslos.

Queere Menschen – ob in Kurdistan, in der Türkei oder in Deutschland oder wo auch immer, gab es schon immer. Und: Uns wird es immer geben.

Lubunya



**"Kendim için aileyi
karşılıklı sevginin
ve dayanışmanın
olduğu bir yer olarak
tanımlıyorum aslında."**

Kendimi tanımlamaya çalıştığım süreçte benim için oldukça dönüştürücü bir faktör oldu. Buraya eğitim için ve Kendimi tanımlama konusunda çeşitli süreçler yaşadım ve yaşıyorum hala. Kendimi kuir ve feminist olarak tanımlıyorum. Hayatımın büyük bir bölümünü Türkiye'de geçirdim, aşağı yukarı üç senedir Berlin'de yaşıyorum. Bu durum Türkiye'de yaptığım hem feminist hem LGBTIQ aktivizminden artık burn out olduğum bir zamanda geldim. Türkiye 'de Feminist politikayla başladım, daha sonra açıldım ve LGBTIQ hareketine dahil oldum. Feminist bir kurumda göç konusunda kuir alanlar açmaya çalışan bir ekiple beraber çalışıyordum. Mesleğimi, kendimi ifade edebildiğim bir alan olduğu için istekle yapıyordum fakat kadın ve LGBTIQ politikalarının inanılmaz baskıya dönüşmeye başladığı noktada tükenmişlik hissedip kendime başka alanlar, imkanlar açmak için buraya geldim.

Kendim için aileyi karşılıklı sevginin ve dayanışmanın olduğu bir yer olarak tanımlıyorum aslında. Benim de tabi çok sonradan aile algım değişti. Biyolojik ailemin dışında başka birileriyle o kadar yakın bir bağ kuramazmışım gibi hissediyordum. LGBTIQ hareketinin içerisine girince ve kendi biyolojik ailem tarafından çeşitli bir takım şiddete, ayrımcılığa maruz kaldıkça, kendimi oraya ait hissetmedikçe, başka bir ailenin, seçilmiş ailenin mümkün olduğunu farkettilim. Nerde destek, dayanışma ve sevgi görüyorsam, nerde kendim olduğum halimle kabul görebiliyorsam orası benim için aile olabilecek bir alana dönüştü diyebilirim.

Aile hayatımda aslında büyük bir rol oynuyor. Biyolojik ailemle olan bağlarımı tekrar sorgularken, aileme karşı sınırlarımı tekrar çizmeye çalışırken,

aslında sınırlarımın ne kadar aşıldığını ve o yüzden ne kadar yaralandığımı fark ettiğim. Her şeye rağmen onlarla sürekli bir şekilde iletişimde kalmayı denedim çünkü bir yakınlık veya bir ilişki içerisinde olmam gerekiyormuş gibi hissettim. Ama bir yandan da kendi seçilmiş ailem de var ve bunun içerisinde kendi biyolojik ailemin üyeleri de var bu arada. Hem biyolojik ailemin parçası hem seçilmiş ailemin parçası diyebileceğim iki kardeşim de var. Aile kavramını tekrar tanımlamaya, anlamlandırma-ya yani yeniden yapılandırmaya ihtiyacım olduğunu düşünürken fark ettim ki aslında çok önemli bir parçası hayatımda.

Elalem çok büyük bir rol oynuyor. Üçüncü biri varmış gibi diyebilirim hatta. Zaten ailem için dışarıdakilerin bizim hakkımızda ne düşündüğü, ne duyduğu, ne bildiği, nasıl davrandığı her zaman çok önemli oldu. Benim çocukluğumdan beri elalem hayatımda birçok şeyi şekillendirdi. Anneme ilk açıldığımda ilk söylediği şey hastasın ikincisi ben bunu kims-eye anlatamam, elalem ne der? Annemin beni hala kabullendiğini söyleyemem ama üzerine gitmiyor ve benimle bu konuda çok konuşmuyor. Tam ret ile kabul etme arasında bir noktada ve bence bu noktaya geliş sürecinde de fiziksel olarak mesafelenmemiz önemli bir rol oynadı. Zaten ayrı yaşıyorduk ama bu kadar uzakta olma halim biraz daha kıymet bilme, zaten elalem uzakta, bizim ilişkimiz önemli gibi bir bakış açısına dönüştü.

Aileme hiçbir zaman aslında açıkça söyleyebileceğimi düşünmemiştim. Bir tek kardeşlerime çünkü onlarla çok arkadaş gibi büyüdük, ortak sosyal alanlarımız vardı ve farklı ortamlar da birbirimizi tanıma fırsatı bulduk. Birbirimizi olduğumuz gibi kabul

Lubunya

ettik bir noktada ya da etmeye çalıştık. O yüzden zaten ilk onlara açıldım. Onlardan çok olumlu tepkiler aldım. Anneme ve babama açılmayı hiç hayal bile edemiyordum. Zaten büyük baskı altındaydım. Aslında anneme çeşitli şekillerde açılmaya çok çalıştım. Kendimi açmadan bilgilendirme çalışmaları yapmaya çalıştım. Sonra artık bir noktada bir patlama oldu çünkü aynı evde yaşıyoruz, sürekli beraberiz ama hayatım hakkında hiçbir şey bilmemesi benim artık zoruma gidiyordu. Sonra bir gün bir anda açıldım ve bunun mümkün olamayacağı, gelip geçici olduğu ve daha çirkin şeyler söyledi. Önceden de bu konu hakkında açık davranıyordum, feminist olduğumu paylaşıyor, lubunya arkadaşlarımdan bahsediyordum fakat onlar şiddet dolu, ayrımcı kelimeler kullanıyorlardı. Benim için çok yaralayıcı olan şeyler söylüyorlardı hep. O baya üzücüydü. Kardeşlerim bana o dönemde çok destek oldular. Mesela annem benimle bir ara hiç konuşmuyordu, küsmüştü bana ve kardeşlerim aracı oldular, o köprüyü kurmaya çalıştılar. Bir süre onlarla yaşadım, o beni baya rahatlattı. Yani aileden ayrı bir hayat kurma konusunda birbirimizi çok destekledik diyebilirim. Ve tabi onlarla konuşabildim, dertlerimi paylaşılabildim, beni sakinleştirdiler, fikir verdiler.

Ayrımcı deneyimlerle başa çıkabilmek için örgütlü olmak benim için en önemli kaynağımdı. Kuir yoldaşlıklar benim her zaman en birinci güç kaynağım. İkincisi yine seçilmiş ailem diyebileceğim yakın arkadaşlarım; her an yanımda olan ve yargılanmadan konuştuğum paylaştığım insanlar. Bu alanda politika yapmak ve olabildiğince herkesi dahil ederek yapabilmek benim için çok güçlendirici ve en önemli strateji oldu. Her seferinde kendimin yalnız olmadığını, bir çok kuir'in de aslında aileleri

Lubunya

tarafından şiddete maruz kaldığını gördüm ama yine de bir arada güçlü, birbirimize destek olduğumuzu bizzat deneyimledim. Bunu görmek benim için çok önemliydi her zaman.

Ailemle ilk kurduğum iletişimde ilk canımı yakan şey hiçbir şekilde dinlenmemiş, direk yargılanmış olmam, önyargıyla yaklaşılmış olması. Ben başka bir insanmışım gibi, sanki benim lubunya olmam beni tamamen değiştiren bir şeymiş gibi davrandılar. Yani tabii değiştiren bir şey de sanki önceki ilişkimiz yokmuş gibi. Her şeyi sildi, bütün ilişkimiz gitti gibi. Kendimi çok yargılanmış, dinlenilmemiş, anlaşılmamış hissettim. Tabii ilk isteğim ailemden beni gerçekten ve yargılamadan dinlemeleri ve neyse onu kabul etmeleri. Böyle hissediyorsan böyle, böyle düşünüyorsan böyle, 'ben senin için ne yapabilirim' gibi bir soru sormaları. Hiçbir zaman sormadılar bu soruyu.

Türkiye de LISTAG diye bir kurum var, ailelerin oluşturduğu bir örgütlenme ve birçok deneyim yaşamış aileler, anneler, babalar ya da yakınlar bir araya gelip deneyimlerini paylaşıyor, o çok güzeldi. Çünkü şöyle bir şey de oluyor ailede ,eyvah çocuğum bana açıldı, bu bir tek bizim başımıza geldi', gibi bir olay yaşanıyor. Nasıl biz kendimize açılırken öyle hissediyorsak, onlar için de öyle bir süreç var. Ben annemi çok tanıştırmak istedim ama o bu konuyla ilgili her şeyi reddettiği için asla görüşmedi ama mesela bir şekilde iletişim kuran arkadaşlarımdan aileleri var ve ilişkilerinin çok daha iyiye gittiğini biliyorum. Bu tarz öz örgütlenmelerin çok önemli olduğunu düşünüyorum.

Lubunya





Rück- und Ausblick:

Im Jahr 2021 haben wir das Projekt ‚Queers in der Migrationsgesellschaft‘ (QiM) durch die Förderung der Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung gestartet. Ausgangspunkt des Projektes war, dass Bestrebungen zur Sensibilisierung für die Inklusion von LSBT*I*Q-Personen in der Mehrheitsgesellschaft nur schwer Teile migrantischer Communities erreichen. Ziel war es somit, an dieser Schnittstelle anzusetzen und diese Lücke zu schließen.

Dazu diente eine Bedarfserhebung queerer Personen mit Migrationserfahrungen und darauf aufbauende Sensibilisierungsveranstaltungen in migrantischen Organisationen. In den Interviews wurde abgefragt, was Familie für sie bedeutet, welche Erfahrungen sie innerhalb dieser machen, welche Wünsche sie haben und was sie sonst noch beschäftigt. Die Ergebnisse zeigen unterschiedliche Erfahrungen und Perspektiven auf diese Fragen. Familie zum Beispiel geht für einige mit der klassischen Definition der biologischen Familie mit Eltern und Geschwistern einher. Für andere wiederum sind es sowohl biologisch verwandte Personen als auch die Wahlfamilie, bestehend aus Freund*innen, Partner*in und weiteren Bezugspersonen. Wiederum andere definieren Familie unabhängig der biologischen Komponente. Deutlich wurde auch das

Hinterfragen des Familienkonzeptes bzw. die Sicht auf Familie als Konstrukt. Was aber als eine Gemeinsamkeit festgehalten werden kann, sind die Werte, die eine Familie beschreiben: bedingungslose Liebe, Verantwortungsübernahme, Wertschätzung und aufeinander Acht geben. Vor allem im queeren Kontext zeigt sich die Bedeutung einer Wahlfamilie. „Innerhalb der Community finden wir uns schon irgendwie. Weil wir das Sicherheitsnetz der biologischen Familie nicht unbedingt immer haben, müssen wir nach Alternativen suchen. Diese Sicherheit finden wir dann meist in unseren gewählten Familien.“ Familie, wie auch immer sie von den Erzählenden definiert wird, wird als mögliche Ressource und Unterstützungsmöglichkeit wahrgenommen. Neben diesen haben die Erzählenden aber auch weitere Ressourcen, um mit Diskriminierungserfahrungen umzugehen, die sie teilweise auch innerhalb der Familie, aber auch außerhalb dieser machen. Manche sehen eine Ressource in künstlerischen und/oder aktivistischen Tätigkeiten, manche besuchen Vereine und Organisationen, manche suchen queere BiPoC-Räume auf. Trotz all dieser unterschiedlichen Strategien, die die Erzählenden mitbringen, werden Wünsche formuliert, die weiterhin mehr Akzeptanz und Sensibilisierung in allen Bereichen und Ebenen fordern.

Die Ergebnisse der Interviews wurden aufbereitet und in Informations- und Sensibilisierungsveranstaltungen

staltungen mit migrantischen Akteur*innen und Multiplikator*innen durchgeführt. Ziel war es hier, Beteiligte, die wiederum in Kontakt zu potenziellen Familienangehörigen sind oder sein könnten, zu LSBT*I*Q-Themen zu sensibilisieren und über die Interviewergebnisse in einen Austausch zu kommen. Hierfür wurden im gleichen Jahr fünf Veranstaltungen durchgeführt, die mit großem Interesse angenommen wurden. Es wurde deutlich, dass Unsicherheiten darin bestehen, wie Betroffene vor Diskriminierungen innerhalb familiärer Kontexte geschützt werden können. Der Bedarf wird gesehen, jedoch fehlen hier Handlungswerkzeuge.

Sowohl die Interviews, als auch die Workshops zeigen, dass Queers in der Migrationsgesellschaft mit Herausforderungen zu kämpfen haben. Aufgrund ihrer Mehrfachzugehörigkeiten erleben sie Diskriminierungen, die nicht immer aufgefangen werden können. Das kann sich zum Beispiel in der Familie zeigen, die den thematischen Schwerpunkt dieses Projektes bildet. Das zeigt sich aber auch auf anderen Ebenen, wie beispielsweise in Vereinen und Organisationen. Das wurde auch durch den Bedarf des Projektes deutlich. Queere Vereine und Organisationen stehen hier in der Verantwortung, intersektional zu arbeiten und migrantische Personen in ihren queeren Identitäten mitzudenken, um diese und ihre Angehörigen auch abholen zu können. Gleichzeitig müssen queere Themen in mi-

grantischen Organisationen als Querschnittsthemen aufgenommen und behandelt werden. Die Hürde ist oft viel größer, zu einer Anlaufstelle zu gehen, dessen Schwerpunkt LSBT*I*Q ist, statt zu einer Anlaufstelle zu gehen, wo das Thema eines von vielen ist. Der Zugang zu Informationen in einfacher bzw. leichter Sprache spielt hier eine entscheidende Rolle, das zeigte sich auch in den Veranstaltungen. Hier gibt es definitiv zu wenig. Eine große Forderung, ausgehend auch aus den Interviews, die sich durchgängig gezeigt hat, ist die Sensibilisierungsarbeit in den unterschiedlichsten Bereichen. Es reicht nicht, bei den Familien anzusetzen, wenn die Schulen nicht mitziehen; es reicht nicht, Informationsbroschüren zu LSBT*I*Q in Welcome Pakete mitzusenden, wenn der Staat ein veraltetes Bild von Familie rechtlich verankert; es reicht nicht, dass nur spezialisierte Anlaufstellen die Mehrfachzugehörigkeiten von Menschen im Blick haben. Wir brauchen viel mehr Räume, in denen diese Themen ausgehandelt werden und ihren Platz haben, um Betroffene unterstützen und empowern zu können. Dafür müssen wir gegenseitiges Verständnis füreinander aufbringen und gemeinsam ins Gespräch kommen.

Selver Doğan

Ally:

beschreibt eine Person, die selbst nicht Teil einer marginalisierten Gruppe ist, diese aber aktiv unterstützt; wird auch Verbündete*r oder Unterstützer*in genannt

cis:

sind Menschen, die sich mit dem Geschlecht identifizieren, dass ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde.

Geschlechtsidentität:

beschreibt die eigene Wahrnehmung und das eigene Empfinden der Zugehörigkeiten zu einem oder auch mehreren Geschlechtern. Bei der Geburt wird zwar ein Geschlecht zugeschrieben, dies sagt aber nichts darüber aus, ob und wie wir uns mit diesem Geschlecht identifizieren.

Heteronormativität:

beschreibt ein gesellschaftliches Wertesystem, in dem nur zwei Geschlechter (Mann und Frau) und die Heterosexualität (Liebe und Begehren zwischen Mann und Frau) als normal ansieht.

Indigen:

ist eine Selbstbezeichnung von Menschen, die die Erfahrung teilen, durch einen rassistischen, kolonialen Raub von Land verdrängt zu werden und deshalb bis heute unterdrückt zu werden.

Inter*:

Intergeschlechtliche Menschen haben körperliche Geschlechtsmerkmale, die sich nicht nur dem weiblichen oder männlichen Geschlecht zuordnen lassen. Das kann sich auf die Anatomie, genetische Merkmale oder Hormone beziehen.

LGBT*I*Q:

ist die Abkürzung für Lesbisch, Schwul, Bisexuell, Trans*, Inter* und Queer

Lubunya:

ist in dem geheimen türkischen Slang (Lubunca), der von Sexarbeitenden und der LGBT*I*Q-Community verwendet wird, der Begriff für LSBT*I*Q-Menschen (lesbisch, schwul, trans*, inter*, queer).

Nicht-binär:

bezeichnet Personen, die sich außerhalb der Zweigeschlechtlichkeit (Mann und Frau) identifizieren. Die Person bezeichnet sich nicht oder nicht nur als weiblich oder männlich.

Outing:

beschreibt den Prozess, bei dem eine Person sich über ihre Geschlechtsidentität und/oder sexuelle Orientierung bewusst wird und diese eventuell anderen Personen mitteilt.

Passing:

lässt sich im Deutschen mit „durchgehend“ übersetzen. Bspw. beschreibt der Begriff „white passing“ Menschen, die manchmal, häufig oder immer als *weiß* wahrgenommen werden, obwohl sie es nicht sind. Der Begriff „cis-passing“ beschreibt Menschen, die von der Gesellschaft als cis gelesen werden, aber sich nicht als cis identifizieren.

Peers:

ist eine Gruppe von Gleichen, Gleichgestellten und vor allem Gleichaltrigen

Person of Color (PoC):

ist eine politische Selbstbezeichnung von und für Menschen, die Rassismuserfahrungen machen. Es geht nicht um die Hautfarbe der Personen, sondern um die gesellschaftlich benachteiligte Position, die ihnen aufgrund bestimmter Merkmale zugewiesen wird.

Privilegien:

beschreiben -je nach Kontext unterschiedlich ausgestaltete - unverdiente Vorteile, die eine Person genießt. Es ist möglich, im Laufe der Zeit weitere Privilegien, z.B. durch Bildung, dazuzugewinnen.

Queer:

Queer ist ein Oberbegriff für Menschen, deren Geschlechtsidentität und/oder sexuelle Orientierung von der heteronormativen Norm abweichen. Der Begriff beschreibt das Hinterfragen von traditionellen Geschlechterrollen und -stereotypen und stellt die Zweigeschlechtlichkeit in Frage. Der Begriff kommt aus dem Englischen und heißt so viel wie seltsam, sonderbar, gefälscht. Queer wurde ursprünglich als Beschimpfung für Menschen verwendet, die von der heteronormativen Norm abgewichen sind und wurde im Zuge von LSBT*I*-Empowermentbewegungen als Selbstbezeichnung angeeignet.

Safer space:

sind (physische) Räume, in denen Menschen sich austauschen und Erfahrungen teilen können. Sie werden von und für Betroffene geschaffen.

Schwarz:

ist eine Selbstbezeichnung von und für Schwarze Menschen, die afrikanische bzw. afrodiasporale Bezüge haben. Es geht hier nicht um die Hautfarbe, sondern beschreibt ein Konstrukt, das eine gemeinsame strukturell benachteiligte Position in der Gesellschaft (innerhalb rassistischer Machtverhältnisse) und damit auch gemeinsame Erfahrungen mit Rassismus und Kolonialismus benennt.

Sexuelle Orientierung:

beschreibt, zu welchem Geschlecht bzw. zu welchen Geschlechtern sich Menschen sexuell und/oder emotional hingezogen fühlen. Eine Person kann sich zum Beispiel als homosexuell, heterosexuell, bisexuell, lesbisch oder schwul definieren. Neben diesen gibt es auch noch weitere Definitionen zur sexuellen Orientierung. Die sexuelle Orientierung sagt nichts über die Geschlechtsidentität eines Menschen aus.

Trans*:

sind Menschen, die sich nicht mit dem Geschlecht identifizieren, dass ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde.

weiß:

bezieht sich auch nicht auf die Hautfarbe einer Person, sondern die gesellschaftliche Position, die mit unhinterfragten Privilegien verbunden sind und als selbstverständliche Norm gilt.



(Impressum)

Diese Broschüre ist im Rahmen des Projektes "Meine Familie. Queers in der Migrationsgesellschaft" entstanden, gefördert durch die Senatsverwaltung für Justiz, Verbraucherschutz und Antidiskriminierung.

Redaktion:
Selver Doğan

Korrekturat:
Gülây Akın

Illustration und Layout:
Rüzgâr Buşki
www.ruzgarbuski.com
Maral Müdok

Herausgeber*in:
TBB-Türkischer Bund in
Berlin-Brandenburg e.V.
Berlin-Brandenburg Türkiye
Toplumu
Oranienstraße 53
10969 Berlin
Tel: 030 – 623 26 24
Fax: 030 – 61 30 43 10
E-Mail: info@tbb-berlin.de
<http://www.tbb-berlin.de>

Berlin 2021

Für die Inhalte der Interviews sind die jeweiligen interviewten Personen verantwortlich. Abdruck und Vervielfältigung nur mit vorheriger Genehmigung der Herausgebenden.



